AGB
Lc 161/24

Lorenz v. Westenrieders
sämmtliche Werke.

Erste vollständige Originalausgabe.

Herausgegeben
von
einigen Freunden
der vaterländischen Literatur.

Vierundzwanzigster Band.

K. B. REKTORAT D. ALTEN GYMNASIUMS IN BAMBERG

Kempten, 1834.
Druck und Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Hussitenkrieg,

1419 — 1436.

Die Hinrichtung des Johann Huß zog eine entsetzliche Begebenheit, den Hussitenkrieg, nach sich, während welchem die damaligen, sowohl leidenden, als in der sichern Entfernung zusehenden Menschen glaubten, daß nie etwas Aehnliches in der Welt erschienen, nie wieder etwas Aehnliches zu erwarten, und daß selbst die Weltauflösung im Anzuge sey. Sie irrten sich hierin; denn die Erscheinung war nichts weniger, als neu und einzig, und war schon lange vor ihnen öfters gesehen worden, so wie sie seit ihrer Zeit in manchen andern Ländern wiederholt worden ist; denn so wie im physischen Wesen die Erde ganze Oberflächen von

sich wirft, um sich von faulen und endlich entzündeten Dünsten, welche in ihrem Schooße sich sammelten, zu entladen; Städte mit ihren Bewohnern verschwinden, Berge, Flüsse und Seen sich verlieren, oder neue entstehen, und alles zuletzt in einer neuen Gestalt hervorkömmt; so reiniget sich die sittliche Natur der Menschen von Zeit zu Zeit ihrer Thorheiten, Laster und Gebrechen, wenn diese auf einen gewissen Grad von Größe, Scheußlichkeit und Allgemeinheit gestiegen, und die Zeitmenschen unheilbar geworden sind. Diese, sich selbst unerträglich, wüthen und toben dann gewaltsam wider sich selbst, zerstören nicht nur ihre Regierungsformen, sondern rotten wechselweise sich selbst, ja die Fußtritte der Menschen aus, und überlassen zuletzt neuen Nachkömmlingen das Geschäft, die Geschichte ihrer Ruinen zu betrachten, und ihrer erhabenen menschlichen Natur, welche überall und unaufhörlich sich nach einer dauerhaften Eintracht und Glückseligkeit sehnet, eine bessere Richtung und Ausbildung zu geben. Manche andere Völker starben, so zu sagen, an der Auszehrung und verloren sich mit ihrem entehrten Namen in Schimpf und Verachtung. Diese Ereignisse sammt ihren Ursachen liefert uns die Geschichte der Vorwelt. Möge doch die Nachwelt keine mehr liefern!

Der Hussitenaufruhr dauerte volle fünfzehn Jahre. Während dieser Zeit wurden viele hundert Städte, Schlösser und Klöster verbrannt, viele tausend Dörfer verwüstet, und viele hundert tausend Menschen, vielfältig durch schreckliche Todesarten, gemordet. Es war etwas Gewöhnliches, gefangene Feinde lebendig zu verbrennen, sie in Abgründe zu stürzen, oder zu ersäufen. Die erhitzten hussischen Böhmen verwilderten auf einen Grad, wo sie für sich weiter keine Barmherzigkeit, keine Versöhnung und Schonung erwarteten, und ihrer Seits keine erwiederten. Sie verloren zuletzt ihren eigenthümlichen Zweck, und zogen, gleich reissenden Thieren, allein auf Raub, Mord, und Verwüstung aus. Sie waren, wenn man das Ganze als eine heftige Krankheit betrachtet, der kranke Theil, und der K. Sigmund mit den deutschen Reichsfürsten, war der Arzt, und die Geschichte muß nun lehren, ob man die wahren Eigenschaften des vorhandenen bösartigen Uebels erkannt, ob man die geeigneten Mittel, dasselbe zu lindern und zu heilen, ergriffen, oder ob man aus Mißverstand und Vorurtheil, und aus Mangel an ruhigem weisem Beobachtungsgeiste und historischer Erfahrung, zu ganz verkehrten Maßregeln seine Zuflucht genommen hat.

Noch hatten die Bewohner des Böhmerlandes nichts weniger als jene Vollkommenheit sittlicher Bildung erreicht, bei welcher man von einer Nation behaupten kann, daß sie sich um einige Stufen höher über den Zustand von Barbarei befinde, und es herrschte vielmehr noch eine allgemeine Roheit und Verwilderung in jeder Hinsicht auf geläuterte Begriffe und Vorstellungsarten. Sie bekannten sich zwar größtentheils zur christkatholischen Religion, waren wohl auch sehr eifrig in Beobachtung des äußerlichen Gottesdienstes, erlaubten sich aber zu gleicher Zeit alles, was sie sich als Heiden nicht versagt haben möchten. Sie waren nämlich von den Wahrheiten, welche sie glaubten, oder besser, wozu sie sich äußerlich bekannten, nichts weniger als im Grunde belehrt, überzeugt, und durchdrungen; und gleichwie sie in der That anders bekannten, und anders lebten, so war ihnen jeder Einwurf, welcher ihrem Glaubensbekenntniß gemacht werden mochte, unauflöslich, und jede Erscheinung einer neuen Meinung und Lehre wichtig, und wenn diese von einem Manne kam, der ihr Zutrauen gewonnen hatte, auch sogleich willkommen. Kaiser Karl IV. kannte seine Böhmen ganz genau; und da er als ein Herr von großem Verstande wohl wußte, daß sie schlimme, zur Empfänglichkeit für

weise Gesetze und Verodnungen ganz untüchtige, und stets unruhige nnd gefährliche Unterthanen bleiben würden, so lange sie rohe, höchst unwissende Menschen blieben, so that er in Person alles, was einem gutgearteten und mächtigen Regenten zu thun möglich ist, um sie zu verbessern. Er griff auch diese Verbesserung am rechten Orte an, und suchte mit eben dem Eifer, mit welchem er (was seine schwache und schlimme Seite war) Länder zu erobern suchte, eine allgemeine Einführung guter Stadt= und Dorfschulen, und vor allen Dingen eine gründliche und zweckmäßige Bildung derjenigen, welche mit ihm vorzüglichst gleich denken und arbeiten sollen, — der Geistlichen. Er fühlte die Gebrechen und Mängel ihrer Erziehung und Verfassung, und bemühte sich, dieselben mehr mit einem klugen und beharrlichen, mehr mit einem gelindern und aufmunternden Ernste, als mit bloßer Gewalt und Härte auf die edleren Wege zu leiten, wo er sie sehen wollte. Der bessere Kopf, der Mann mit Herz und Kraft, an dem ihm gelegen war, schloß sich an ihn an, und die Sache gieng vortrefflich, so lange er lebte; fieng aber nur erst an. Sein Sohn und Nachfolger, Wenzel, verdarb aber alles wieder. Wohl sah er auch, was nicht war, wie es seyn sollte; aber er verbesserte nicht, son=

dern züchtigte; er kannte gewöhnlich nichts, als Absetzungen, Einkerkerungen, Hinrichtungen; und ließ sich bis an sein Ende durch seine tägliche Erfahrung, vermöge welcher das Uebel immer ärger wurde, von den eben so zweckwidrigen, als grausamen, Grundsätzen nicht mehr heilen, welche ihm seine eigene, zum Denken träge, und verkehrte Gemüthsart, und der Rath selbstsüchtiger und blutdürstiger Leute, welche seine Tollheit mißbrauchten, eingeflößt hatte. Man haßte ihn, und alles, was von ihm kam, und verachtete ihn unaussprechlich. Eine Folge davon war, daß man jede Gewalt, welche so willkührlich, und schrecklich, wie die seinige, handeln konnte, haßte, und daß sich in allen Gemüthern eine stille Gährung vorbereitete, deren weitere Entwicklung, und deren Gang nicht abzusehen, und bei der man insgeheim verstanden war, sich selbst, auf welche Art es kommen würde, zu helfen. Wenn ein Körper einmal so übel bestellt, und durchaus mit ungesunden Säften erfüllt ist, so bricht bei dem nächsten, dem besten, Zufall, eine tödtliche Krankheit aus. Während der letzten Lebensjahre Wenzels gehörte es an dessen Hof zum guten Ton, über den römischen Hof loszuziehen, und viele Böhmen thaten sich darin in die Wette hervor, wiewohl sie anfänglich nichts weniger gesinnt waren, als sich

von diesem zu trennen; aber den böhmischen Gelehrten und Lehrern auf der hohen Karlsschule zu Prag geschah bald, was ihren Vorgängern, dem Huß und Hieronymus widerfuhr, daß sie sich an die fremden Glaubenslehren, und an jene Einwürfe, welche sie vorbrachten, um die Gelehrten aus Deutschland in Verlegenheit zu setzen, dergestalt gewöhnten, daß sie dieselben unvermerkt in vollem Ernste glaubten. Nun fiel es, nach der Abreise des Huß aus Böhmen, einem Pfarrer zu Prag, Jakobellus (von der böhmischen Bergstadt Mieß oder Misa gebürtig) ein, zu lehren, daß man das heil. Abendmahl unter beiden Gestalten empfangen müsse. Jakobell war ein wegen seiner Gelehrsamkeit sowohl, als wegen der Unsträflichkeit seiner Sitten berühmter Mann, und seine Lehre fand nicht nur sogleich bei dem großen Haufen, sondern, was ihr vollends ein entscheidendes Gewicht gab, selbst bei vielen böhmischen Gelehrten und Geistlichen, Beifall, ja selbst die Universität zu Prag erklärte sich im Jahre 1417 öffentlich für sie. Und von dem Augenblicke an trennte sich Prag, und (nach dem Beispiele der Hauptstadt) ganz Böhmen in zwei Partheien, deren eine für sich that, was ihr selbst gut dünkte, die andere aber nichts thun und nichts zugeben wollte, als was die Kirchenversammlung zu Konstanz für recht und thunlich erklären würde.

Von Seiten der Hussiten war der Eifer um so größer, je neuer, und, was den Reiz vermehrte, je gewagter die Sache war. Vornehme und Niedere fanden sich, mit einem Scheine von Andacht, von welcher man an denselben ehemals gar nichts wahrzunehmen gewohnt war, bei dem neuen Gottesdienste ein, und viele Bauern giengen, des Kelches wegen, am nämlichen Tage öfters zum heil. Abendmahle. Der Zulauf vermehrte sich mit jedem Tage, und den 22. Juli 1419 versammelten sich auf dem Berge Tabor vierzigtausend Menschen, welche sich, wie es bei solchen Versammlungen zu geschehen pflegt, wechselweise anfeuerten, und sich zuletzt erklärten, daß sie geradezu nach Prag gehen, und den König Wenzel, seiner Trägheit und Unthätigkeit wegen, absetzen wollten, was sie auch auf der Stelle gethan haben würden, wenn ihnen nicht einer ihrer Geistlichen, Wenzel Karanda, davon abgerathen, und mit vieler Verschlagenheit vorgestellt hätte, daß sie sich, wenn sie sich ja einen König wünschen, keinen andern, als eben einen trägen und unthätigen, der sie nach ihrem Gefallen schalten und walten ließ, wünschen sollten. Wenzel hatte sich damals bereits, was von ihm nicht anders zu erwarten war, bei der hussitischen Neuerung einige Male sehr schief benommen, wie dann über-

haupt zu solchen Maßregeln und moralischen Arzneien, welche im vorliegenden Falle die unbefangene Vernunft, und die historische Erfahrung nicht für bewährt hält, die Zuflucht genommen wurde. Als ihm endlich vor dem Ungestüm des Volkes zu grauen anfieng, entfernte er sich von Prag, ließ sich dann auf die Vorstellung seiner meistens hussitisch gesinnten Hofleute aus Angst wieder nach der Stadt, von der ihn die Angst vertrieben hatte, zurückführen, entfernte sich aber bald darauf wieder, räumte den Hussiten auf ihr Verlangen einige Kirchen ein, und gerieth endlich auf einen Einfall, der ihn vollends um alles Ansehen brachte. Er bildete sich ein, das beste und untrüglichste Mittel, die Bürger der Pragerstädte, von welchen er sich nichts Gutes versah, für ihn unschädlich zu machen, würde seyn, wenn er von ihnen die Waffen, mit denen sie ihm fürchterlich werden könnten, abforderte, und in solcher Absicht befahl er den Bürgern, alle Waffen unverzüglich nach seinem Pallaste zu bringen. Dieser Befehl machte die Bürger, nicht so sehr wegen der Auslieferung der Waffen, als wegen des beschimpfenden und kränkenden Mißtrauens, das ihr Landesregent, wie sie glaubten, unverschuldeter Weise in sie setzte, unendlich bestürzt, und sie geriethen, während sie, einer bei dem an-

dern, Rath und Trost suchten, in jenen gefährlichen, aber leicht vorauszusehenden, Zustand von Unentschlossenheit, bei welcher sich nur ein kühner Redner und Anführer zu zeigen braucht, um der Sache mit einem Male einen ganz unerwarteten Ausschlag zu geben. Ein solcher fand sich auch jetzt, der mit größter Begierde die Gelegenheit, nach welcher er sich so feuerig sehnte, ergriff, seinem gepreßten Herzen an der Spitze des Volkes Erleichterung zu verschaffen, und sich eine Genugthuung, ohne welche ihm sein Leben eine Last war, zu geben. Der Ritter Johann Zizka von Troiznow (im Bechiner Kreis) gehörte unter diejenigen Böhmen, deren Geist sich über die Hinrichtung des Huß und Hieronymus in stillkochender Wuth verzehrte, und außer einer schrecklichen Rache keinen Trost mehr kannte. Dieser Ritter war an Wenzels Hofe Kammerherr, und, wegen seines unerschöpflichen Witzes, und seines zuversichtlichen Wesens, bei welchem man sich überall, wo er war, sicher zu seyn glaubte, der Liebling seines Monarchen, der ihn einst, da er dessen Mißmuth bemerkte, selbst tröstete, und ihm seine Landsleute, so gut ers vermögen würde, zu rächen, erlaubte. Wenzel kannte noch lange nicht alle Eigenschaften seines Lieblings. Zizka besaß Anlagen einer unerhörten Art zum Großen,

Ungeheuern und Schrecklichen. Diese rissen nun, wie ein brausendes Ungewitter, mit einem Male los. Er zog sich seine Gefährten in unermeßlichen Schaaren um sich her, schonte aber selbst seine Gefährten so wenig, als ihrer und seiner Feinde, auf welche er mit verbissenem und lachendem Ingrimm losgieng, und sie zertrat. Er verachtete, in fester Zuversicht auf sich selbst, die ihm weit überlegenen Heere und zernichtete durch schnell gefaßte und mit unbändigem Ungestüm ausgeführte Einfälle die regelmäßigen und bedächtlichen Anstalten der starken Deutschen, die ihn mit Entsetzen kommen sahen, und flohen. Er verlor zuletzt alles Gefühl von Menschlichkeit, streifte mit unerbittlicher Härte die Unglücklichen, welche seine Kniee umfaßten, von sich weg, mordete langsam und sinnreich, und schlief, befriedigt, aber nie gesättigt, auf Leichen. Man nannte ihn den zweiten Hannibal, dem er darin glich, daß er in seiner Jugend ein Aug verloren hatte, zu welchem auch kurz vor seinem Ende der Verlust des zweiten kam; aber als er schon an beiden Augen blind war, und nur noch nach den Menschen tappte, die er nicht mehr sehen konnte, zitterten die Menschen bei dem Anblicke seiner fürchterlichen und verwilderten Gestalt, und erwarteten voll Entsetzen, wozu sein Mund sich öffnen würde. Dieser Kam-

merherr nun, dessen Eigenschaften sich in der Folge auf die Art, die hier mit einigen Zügen entworfen sind, entwickelten, trat vor die Bürger von Prag, und sagte ihnen, wie er sich höchlich wundern müsse, daß sie Bedenken trügen, mit ihren Waffen vor dem König zu erscheinen, der ein so gütiger, und für sie so gutdenkender Herr, auch nichts weniger gesinnt wäre, als ihnen, wie sie sich sogleich selbst überzeugen könnten, wenn sie ihm folgen wollten, ihre Waffen zu nehmen. Die Bürger folgten ihm, und der Zug gieng in der schönsten Ordnung nach dem Pallast, wo Zizka sich ganz unbefangen dem König näherte, und indem er auf die Bürger wies, sagte: „Hier sind wir mit den Waffen, welche Eure Majestät zu sehen verlangt haben. Wir wollen diese Waffen wider E. M. Feinde gebrauchen, wenn man uns solche nur vorzeigt." Wenzel erstaunte und erschrack über diese Kühnheit, und über diese Wendung, welche sein Kammerherr der Sache zu geben wußte; und gleichwie es ihm keineswegs an einem gewissen Geist von Verschlagenheit fehlte, so faßte er sich bald, lobte die Bürger mit ihren schönen Waffen, nannte sie seine lieben Getreuen, und ließ sie vergnügt und ruhig nach Hause gehen. Die Bürger kannten nunmehr ihren Mann, und wußten, an wen sie sich auf alle Fälle zu wenden hätten.

Mit Bürgern, welche ein ordentliches Gewerbe, und eine bestimmte nahrhafte Wirthschaft führten, möchte wahrscheinlich noch Rath zu schaffen, und überhaupt möchte eine mildere Einleitung, und eine den Umständen angemessene Abwartung günstigerer Aussichten von bessern Folgen, als welche die Strenge nach sich zog, gewesen seyn. Allein man hatte in Prag seit vielen Jahren eine höchst mißverstandene Bevölkerung befördert, und die Stadt mit einer Menge von Leuten, welche bei großen Unruhen und Meutereien nichts zu verlieren, vielmehr Hoffnung für augenblickliche Vortheile hatten, erfüllt. Diese standen jeden Augenblick bereit, sich mit dem rohen Landvolke zu vereinigen, dessen Schwärmerei zu gleicher Zeit durch verschiedene, theils wahre, theils übertriebene Nachrichten von neuem gereizt, und auf das höchste gespannt worden war. Die Anhänger des Huß hatten ein heftiges Schreiben an die Kirchenversammlung zu Konstanz erlassen, und mit ihrem Glaubensbekenntnisse die Behauptung, daß sie keine Ketzer wären, aufgestellt. Man verwarf daselbst das Unzulässige ihrer Meinungen, erklärte die Anhänger derselben für Ketzer, und berief die Vornehmsten zur persönlichen Verantwortung. Der neuerwählte Pabst Martin V. schrieb noch überdieß an die hussitischen Böhmen, aber mit

einer Art von Schärfe, welche diesen durchaus mißfiel. Als er merkte, daß er die Böhmen nicht nur nicht bestürzt gemacht, sondern nur mehr wider sich gereizt hatte, schickte er einen Kardinal Johann Dominik, ab, mit dem Auftrage, den Unfug zu unterdrücken. Allein dieser Herr scheint weder die Natur des Uebels, das er hätte heilen sollen, noch die Sitten der Böhmen gekannt zu haben, und verdarb vollends alles. Wir haben im Leben Kaiser Friedrichs II. gehört, wie unter Pabst Innocenz III. meistens durch die Hilfe der Dominikanermönche, die Inquisition eingeführt worden, und wie das lebendige Verbrennen solcher Menschen, welche einer beharrlichen Anhänglichkeit an unkatholische Glaubenslehren bezüchtiget wurden, in Uebung gekommen sey. Wiewohl nun diese schreckliche Strafe in Deutschland stets mit Entsetzen und einem allgemeinen Widerwillen betrachtet wurde, so wurde sie gleichwohl in einzelnen Fällen von Zeit zu Zeit vollzogen, und der päbstliche Abgeordnete machte sich jetzt die eben nicht gegründete Hoffnung, daß Beispiele einer solchen Schärfe von einem guten Erfolg seyn würden. Er ließ zu Schlan den Pfarrer, welcher das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalten reichte, und einen Bürger, der es sich reichen ließ, öffentlich verbrennen. Da sich zu gleicher Zeit

Kaiser Wenzel merken ließ, daß ihm ein solches Verfahren gar nicht mißfalle, so schlossen sich die Hussitischgesinnten auf das engste zusammen, und von denjenigen, welche sich am Berge Tabor versammelt hatten, zogen zahlreiche Schaaren nach Prag, wo sie bei dem ersten ihnen unangenehmen Vorfalle Gewaltthätigkeiten ausübten, deren Nachricht dem jähzornigen Wenzel das Leben kostete, den 16. Aug. 1419.

Als dieß vorgieng, befand sich der rechtmäßige Erbe des Königreichs Böhmen, K. Sigmund, tief in Ungarn, die verwittibte Königinn, Sophia, zu Prag, und die Hussiten gleichsam in dem Besitze der Stadt. Die meisten Einwohner von Stand, Erziehung und Wohlhabenheit flüchteten sich aus derselben, und ließen ihren wüthenden Gegnern, über welche keine vernünftige Vorstellung weiter etwas vermochte, freien Raum. Unter diesen traten nun gewaltige Führer auf, von denen einer nichts Geringeres im Sinne hatte, als selbst König zu werden. Dieser war der Grundherr des Geburtsortes des Johann Huß, Niklas von Husynecz, welchen K. Wenzel, so nachgiebig er in den letzten Zeiten gegen die Anmaßungen der Hussiten war, aus der Stadt geschafft, und ihm mit dem Strang gedroht hatte. Niklas hatte sich während dem einen

erstaunlichen Anhang unter den Landleuten gesammelt; und gleichwie er keine Krieger, sondern Verheerer und Aufrührer anführte, so brauchte er auch nichts weiter, als zahlreiche Haufen, welche er durch sein Toben und Schreien zu Rasereien anfeuerte, die, wenn nicht glaubwürdige Thatsachen sie bewährten, allen Glauben überstiegen. Solche Leute waren es, welche sogleich den andern Tag nach Wenzels Hintritt verschiedene Klöster der Stadt Prag plünderten und abbrannten, sich des königlichen Schlosses Wissehrad in der neuen Stadt, und der ganzen Kleinseite bemächtigten, den prächtigen erzbischöflichen Pallast in die Asche legten, und die dem rechtmäßigen König getreuen Einwohner nöthigten, an verschiedenen Theilen der Stadt Verheerungen vorzunehmen. Sie riefen ganz Böhmen zur Theilnahme auf, und indem bereits aus verschiedenen Landstädten und Dörfern neue Aufrührer heranströmten, in der Absicht, auch das alte königliche Schloß zu erstürmen, so gelang es der Königinn Wittwe, nur noch mit der äußersten Mühe und Nachgiebigkeit, auf einige Monate einen Waffenstillstand in der Stadt zu erhalten. Auf dem Lande war alles in Bewegung, und Mißhandlungen wurden wechselweise gelitten und vergolten. Die katholischen Bergleute zu Kuttenberg fiengen und kauften so viele Hussiten,

als sie deren habhaft werden konnten, und warfen derselben in diesem einzigen Jahre über sechzehnhundert in den Schacht, den sie ebenfalls Tabor nannten. Wo man hinsah, sah man Mord und Brand.

Indessen langte Sigmund aus Ungarn an; er hielt inne zu Brünn in Mähren, und schickte an die böhmischen und mährischen Baronen, und an alle Ritter und Burggrafen der königlichen Schlösser, und an alle Vorstände der Städte gemessene Befehle, vor ihm zu erscheinen. Seine Ankunft und sein entschlossenes Benehmen machte auf die Vorgerufenen die gewünschten Eindrücke, und erfüllte sie mit geheimen Gefühlen voll Ehrfurcht und Ergebenheit für das, was die Majestät eines rechtmäßigen Monarchen umgiebt. Sie schwiegen, und erschienen. Auch die Anführer der Hussiten aus Prag erschienen; und wiewohl sie mit Pracht und Jubel zu Brünn einzogen, trat doch eine sichtbare Verlegenheit, Beschämung und Bestürzung vor ihnen her. Die Gräuel, welche sie in der kurzen Zeit verübten, und verüben sahen, waren ihnen noch zu neu, und zu schrecklich, als daß sie nicht hätten wünschen sollen, derselben für die Zukunft durch eine gute Vermittlung los zu werden. Mit stiller Geduld warteten sie drei volle Tage, während welchen sie Sigmund nicht

vor sich ließ, und als sie am vierten Tage vor ihm erscheinen durften, ließen sie sich, in Beiseyn des päbstlichen Legaten, vieler Fürsten und Bischöfe, die ihn umgaben, vor ihm auf die Kniee, und nannten ihn, mit allen Zeichen von ergebenen Gesinnungen, ihren König und Herrn. Und als jetzt Sigmund sie mit Vorwürfen überhäufte, sie endlich aufstehen und sich entfernen hieß; als er ihnen befahl, ihre Schanzen vor dem Pragerschlosse niederzureissen, und die katholische Geistlichkeit ruhig wieder auf ihre vorige Posten, die Mönche und Nonnen ungestört in ihre Klöster zurückkehren zu lassen; als er die hussitischen Beamten entfernte, und ihre Stellen und Aemter mit katholischen besetzte, ließen sie, still gehorchend, alles über sich ergehen, und schienen von einer Zerknirschung und Betäubung ergriffen worden zu seyn, welche Sigmund auf die vortheilhafteste Art für sich hätte benutzen können, wenn er sich nach Prag begeben, und seines Glückes sich bemächtiget hätte; allein er entfernte sich wieder unmittelbar, nachdem er sie seine ganze Härte hatte fühlen lassen, und drückte seinem unklugen Benehmen noch vor seiner Abreise, welche er nach Breslau nahm, vollends dadurch das Siegel auf, daß er an alle Beamte des Reichs einen scharfen Befehl erließ, die Hussiten überall aufzusuchen, und wo sie sie fänden, zu vertilgen.

Jahr 1420. Die Betäubung, welche sich der Hussiten während dieser Vorgänge bemächtigt hatte, dauerte nur einen Augenblick; und als nun die Verzweiflung sie aufriß, glich ihre Wuth einem wilden Waldstrome, der alles, was aufrecht steht, niederstürzt, und unwiderstehlich mit sich fortwälzt. Alles, was hussitisch gesinnt war, griff in ganz Böhmen zu irgend einem Mordgewehr, und Schaaren vereinigten sich in zufällige Heere, und trennten, aus Begierde, früher und gräßlicher zu morden, sich wieder, und jeder Haufen, der einen Anführer hatte, glaubte, für sich alles zu vermögen. In der Stadt Pilsen, worin Johann Zizka sich festsetzte, errichteten einige Ritter, mit welchen sich bald nachher viele Baronen und Städte vereinigten, mit schrecklichen Eidschwüren einen Bund, den Sigmund niemals wieder für ihren König zu halten, und alle Bewohner von Böhmen, die sich für ihn erklären würden, zu verfolgen. Einige andere versammelten sich, unter der Anführung des Baron Hinko Krussina von Lichtemburg, und eines Priesters, Ambros von Hradecz, auf einem Berge bei Trzebechowiz, nannten diesen Berg Oreb, und sich selbst Orebiten. Den Berg Tabor besetzten die Taboriten, bauten sich Hütten, und legten den Grund zu einer Stadt, welche Johann Zizka, der aus Pilsen

herbeieilte, mit einer Kunst, welche Freunde und Feinde bewunderten, befestigte, und mit den Einwohnern der nahgelegenen Stadt Ustie, welche er in solcher Absicht abbrannte, bevölkerte. Und wo sich sonst eine vortheilhafte Anhöhe fand, fanden sich mit irgend einem kühnen Anführer auch Leute, welche sich verschanzten, und aus den umliegenden Dorfschaften, welche sie gewöhnlich abbrannten, Menschen und Vieh mit sich fortschleppten. Doch der Hauptauftritt eröffnete sich in diesem Jahre mit der Stadt Prag, wo die Hussiten ihre ganze Wuth wider die Katholischen ausgoßen, Kirchen und noch mehrere Klöster plünderten und zerstörten, und überhaupt die Oberhand hatten, ungeachtet sich der Wissehrade, der in seinem Umfange und seiner Bevölkerung einer Stadt glich, und das eine ältere königliche Schloß (welches letztere der königliche Schloßhauptmann Czenko von Wartenberg auf eine kurze Zeit ihnen ausgeliefert, aber bald wieder den Königlichen einhändigte) in der Gewalt dieser letztern befand. Viele hundert Familien flüchteten sich aus der Stadt, und gaben ihre Häuser und ihr Hausgeräth denen preis, welche jetzt zügellos herrschten, zurückblieben, und alles aufs Spiel setzten. Wer Hände und einige Kräfte hatte, sogar Weiber und Kinder, arbeiteten Tag und Nacht, halfen die Gassen

verrammeln, die Mauern ergänzen, und die Verschanzungen von allen Seiten vollenden.

Indessen bot Kaiser Sigmund in Ungarn, Schlesien, Mähren, der Lausitz, und in Deutschland eine fürchterliche Macht auf, deren Annäherung die Prager wieder in eine augenblickliche Bestürzung versetzte. Sie versprachen dem Sigmund, der bereits bis Kuttenberg vorgerückt war, die Thore zu öffnen, wenn er ihnen auch seiner Seits versprechen würde, daß es ihnen nicht verwehrt seyn soll, das heilige Abendmahl unter beiden Gestalten zu empfangen. Sigmund schlug es ihnen ab, und befahl ihnen zugleich, alle Waffen auszuliefern, und sich ihm unbedingt zu ergeben. Sigmund hatte, seit seiner Anwesenheit zu Brünn, an einer Menge Hussiten harte Todesstrafen vollziehen, und eines jeden, der gleicher Gesinnung verdächtig war, sich bemächtigen lassen. Die Prager erwarteten nunmehr von ihm keine gelindere Behandlung, und beschlossen, alle Arten von Tod auf ihre Gegner zu schleudern, oder wenn für sie keine Rettung mehr seyn sollte, zu sterben. Ihre großen Führer, Niklas von Husinecz, Johann Zizka, und andere, schlugen sich durch verschiedene königliche Heere, und drangen in die Stadt, die nunmehr, voll Zuversicht auf sich selbst, dem Hauptheere des Königs entgegen sah.

Dieses erschien, und sammelte sich (da Sigmund die Ankunft der Deutschen mit vieler Behutsamkeit abwartete) in einer Menge von hundertfünfzigtausend Mann, welche geglaubt zu haben schienen, daß sie nichts weiter zu thun haben würden, als zu kommen, zu züchtigen, Beute zu machen, und Gesetze vorzuschreiben. K. Sigmund mit seiner Gemahlinn, dann der Königinn Wittwe, Sophia, dem päbstlichen Legaten, Ferdinand, dem Erzbischof Konrad von Prag, war, nebst einer großen Menge böhmischer Edelleute, persönlich bei diesem Heere, und von Seite der Deutschen führten die Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln und Brandenburg, die Herzoge von Oesterreich und Bayern, die Fürsten von Thüringen und Meissen, und im Ganzen mehr als vierzig Reichsfürsten und Grafen ihre Truppen ebenfalls in eigener Person an. Diese mächtige, wohlgeübte, und mit den schönsten Waffen aller Art versehenen Heere blickten auf ihre Feinde, welche aus einem in höchster Eile zusammengerafften, schlecht bewaffneten, und ganz ungeübten tumultuarischen Gesindel bestanden, mit Hohn und Verachtung hin. Sie wünschten sich Glück, sie auf einem Haufen, den man ungefähr auf fünfzigtausend Köpfe schätzte, zusammengetrieben zu sehen, und bestimmten ihnen im Voraus die Stra-

fen, welche sie an denselben, als den verächtlichsten Missethätern, vollziehen würden. Aber diese Missethäter waren gerade durch eben den Umstand, den man für sie als höchst nachtheilig erklärte, höchst mächtig und fürchterlich. Sie waren zwar keine ordentlichen Krieger, und stritten nicht auf strengen Befehl um den Sold; aber sie stritten, jeder freiwillig für sich selbst, und für ihre Weiber und Kinder, für ihr Hab und ihr Leben, und für die, wenn gleich eingebildete, Rechtmäßigkeit ihrer Religion. Die Nothwendigkeit trieb sie an, tapfere Leute zu werden; mehr zu werden, als was die Natur beherzter Menschen von Tapferkeit kennt, blind vor Wuth und Verzweiflung, und gefühllos gegen alle Gefahr, Flucht und Tod.

Nachdem die Königlichen einige unbedeutende Siege über die Belagerten erhalten hatten, nahmen sie den 14ten Juli einen allgemeinen Angriff vor. Vier zahlreiche Heere rückten gegen die unordentlichen Schaaren in geschlossenen Ordnungen an, erfuhren aber sogleich, daß ihr regelmäßiges Hinanstürmen eine Art von Unbesonnenheit sey. Die hussitischen Bauern rannten unter einem entsetzlichen Geschrei und Geheul mit einer Frechheit wider sie an, über deren Anblick sie alle Fassung verloren, und ausrissen. Zizka, der den Berg

Witkow besetzt, und auf demselben sich verschanzt hatte, wurde vom Markgrafen Friedrich von Meissen, mit den meißnischen und achttausend Mann anderer Truppen, angegriffen. Er ließ dieses Heer dicht an seine Verschanzungen rücken, stürzte dann plötzlich herab, schlug mit den Seinigen, welche meistens nur mit eisernen Dreschflegeln bewaffnet waren, auf der Stelle dreihundert zu Boden, und stürzte die übrigen den Berg hinab, welche sich meistens zu todt fielen. Unter Zizkas Leuten befanden sich viele hussitische Frauenzimmer aus Prag, welche ganz außer sich vor Raserei, mit Bengeln und eisernen Kolben darein schlugen, und tödteten. In wenigen Augenblicken lagen viele tausend ihrer Feinde, die am Morgen ihres Sieges gewiß zu seyn glaubten, durch gräßliche Wunden hingestreckt. Sigmund stand jenseits der Moldau mit zwei ansehnlichen Haufen, und sah mit Erstaunen diesem unerwarteten Ausgange, und dem Gemetzel, und den Zerfleischungen, unter denen die Seinigen fielen, und der unaufhaltbaren Flucht und Zerrüttung seiner königlichen, und seiner Hilfsvölker zu. Als sie wieder stehen und sich besinnen konnten, wo sie wären, gab jeder dem andern von diesem Unglücke die Schuld; aber die Schuld war allgemein.

Und so groß war anfangs die Bestürzung, daß Sigmund den Vorschlag, den er jetzt von seinen böhmischen Baronen erhielt, mit den Pragern sich in gütliche Unterhandlungen einzulassen, auf der Stelle bewilligte. Selbst die Prager waren über das Neue, das in ihrem Sieg über die königlichen Völker lag, mit einem Gefühle von Befremdung gerührt, und versprachen, daß sie den K. Sigmund als König annehmen, und ihm huldigen wollten, wenn er ihnen seiner Seits versprechen würde, vier Punkte (welche unter dem Namen der Prager-Artikel lange bekannt blieben) zu bewilligen:

1) Ihre Priester sollten im ganzen Königreiche frei predigen,
2) das heil. Abendmahl jedem, der es verlangte, unter beiden Gestalten reichen,
3) aber diese ihre Priester sollten, nach dem Beispiele der Apostel, keine weltlichen Güter und Eigenthum besitzen dürfen.
4) Endlich sollten alle jene Vergehungen, die man Todsünden nennt, künftig vor das weltliche Gericht gezogen, und von diesem bestraft werden.

Was sie unter Todsünden meinten, davon legten sie sowohl in Rücksicht der Geistlichen, als der Weltlichen, eine Art von Verzeichniß bei, vermöge dessen es, da jede Todsünde

unmittelbar mit dem Tode bestraft werden sollte, den Verfassern und Vollziehern dieser Artikel frei gestanden seyn würde, jeden Menschen, der ihnen nicht gefiel, aus dem Wege zu räumen. K. Sigmund verwarf diese Zumuthungen mit Verachtung, und um den Belagerten zu zeigen, wie wenig er durch ihre Hartnäckigkeit seine Rechte und sein Ansehen für eingeschränkt halte, begab er sich nach dem von den Seinigen besetzten Pragerschloß, und ließ vom Erzbischof Konrad sich krönen. Jene nahmen hierauf so wenig Rücksicht, daß sie den Herrn, welche zu ihrer Vertilgung heran gekommen, und jetzt zum Abzuge genöthiget waren, während desselben noch ein gräßliches Schauspiel gaben. Sie führten sechzehn gefangene Deutsche auf die Stadtmauer, steckten sie in eben so viele ausgepichte Bierfässer, und verbrannten sie.

1421. Dieser erste Hauptfeldzug war zu bald, und zu unerwartet vereitelt worden, als daß er nicht sogleich einen zweiten hätte nach sich ziehen sollen. Man hielt in Deutschland die Erzählungen von der Prager-Belagerung beinahe für Mährchen, und selbst denjenigen, welche die Sache mit ihren Augen sahen, war, als könnten sie ihren eigenen Augen kaum trauen. Die Beschämung, Verlegenheit und Erbitterung dieser letztern artete

in eine schrankenlose Mordlust aus, welche sie nunmehr auf dem offenen Lande an wehrlosen hussitischen Dorfbewohnern, und ihren Weibern und Kindern, die sie gewöhnlich ins Feuer warfen, verübten; und durch unmenschliche Mißhandlungen, welche selbst K. Sigmund verabscheute, trieben sie die Verzweiflung der Hussiten auf das Höchste. Diese giengen nunmehr damit um, sich des ganzen Königreiches Böhmen zu bemächtigen. Nachdem sie in kurzer Zeit, theils in den Prager-Städten, theils auf dem Lande dreiundvierzig Klöster geplündert, sie zerstört, und (was in der Ordnung war) die Geistlichen, wo sie sie antrafen, verbrannt hatten, nahmen sie ihren Weg nach den Städten und Schlössern, welche der katholischen Religion ergeben, und dem K. Sigmund getreu blieben. So eroberte Zizka bereits 1420 den 12ten November die Stadt Prachatiz, verbrannte achtzig Bürger, erschlug die übrigen, und jagte Weiber und Kinder in die weite Welt, welches noch ein Glück war, dessen sich diese Unglücklichen in solchen Fällen nicht immer zu erfreuen hatten. Bei der Eroberung der Stadt Kommotau (den 16. März 1421), wo zweitausendfünfhundert Bürger außer denen, welche auf den Mauern blieben, ermordet, und die Stadt zerstört wurde, wurden die Einwohnerinnen von hussiti-

schen Weibern ihrer Kleider beraubt, dann in Hütten gesperrt, und verbrannt. Bald darauf erfuhren die Städte Beraun, Böhmischbrod, und andere, ein ähnliches Schicksal; und Verzeihung und Schonung war bereits etwas Unerhörtes, was als eine Großmuth von besonderer Art angerühmt zu werden verdient, geworden. Eine solche Großmuth widerfuhr in diesem Jahre den Kuttenbergern, welche bei der ersten Nachricht, daß Truppen aus Prag sich ihrer Stadt näherten, denselben eine Botschaft entgegenschickten, und um Gnade baten, welche sie auch erhielten; doch mußten sämmtliche Einwohner, Mann und Weib, Alt und Jung, bis nach Chrudim den Pragern entgegen kommen, sich vor ihnen auf die Kniee werfen, und sie um Vergebung bitten. Aber sehr viele Städte und Ritter warteten diese Gnade nicht ab, sondern versprachen, aus Furcht des unvermeidlichen Unterganges, Gehorsam, und gänzliche Ergebung für hussitische Heerführer und Obrigkeiten, welche indessen selbst nicht wußten, noch einig waren, wo sie am Ende stille stehen, und was sie statt der Dinge wieder aufrichten und bauen würden, die sie zerstörten.

Diese Uneinigkeiten und verschiedenen Meinungen unter den Hussiten waren sowohl in Rücksicht ihrer Vorstellungsarten über die neue

Religion, als ihrer Absichten mit der neuen Regierung, gleich weitaussehend und verworren. Sie hielten während ihrer Streifzüge verschiedene Zusammentritte, und rannten fast immer heftig entrüstet, und mit sich selbst im Widerspruche, auseinander. Der Hauptanführer, Niklas von Husinecz, wollte von einem neuen König (er selbst nämlich wünschte, König zu werden) nichts hören, und ohne den der zahlreichern Parthei besonders günstigen Zufall, vermöge dessen dieser Niklas, da er sich eben voll Mißmuth aus Prag entfernen wollte, mit dem Pferd stürzte, und starb (zu Ende des Jahres 1420), möchte ein einheimischer Krieg unvermeidlich erfolgt seyn; aber auch eben diese herrschende Parthei konnte sich über das Nähere ihrer Absichten so wenig vereinigen, daß sie bei einer andern im Monat Juli zu Czaslau gehaltenen Versammlung den Entschluß faßte, eine Republik, deren Häupter aus zwanzig Herren, Rittern und Bürgern bestehen sollten, bis zu einer künftigen Königswahl zu errichten. Diese wurde anfangs dem König Uladislaus in Polen, und als sie derselbe ausschlug, dem Großherzog Witold von Lithauen zugedacht, der sie aber ebenfalls ablehnte, und seinen Bruder, Sigmund Korybut, in Vorschlag brachte, welchem die für ihn gestimmte Parthei sogleich eine Be-

deckung entgegen schickte, indessen daß ein anderer Theil von Böhmen, worunter alle katholischen Einwohner begriffen waren, von einer Abdankung ihres rechtmäßigen Königs durchaus nichts wissen wollte. Die Verschiedenheiten in Religionssachen waren, wie leicht zu erachten, noch weit größer, und jeder der zahlreichern Haufen hielt sich an seine Priester, welche ihn im ersten Auflauf versammelt, und ihn für diese oder jene Grundsätze gestimmt hatten. Viele erklärten sich, daß sie zwar hussitisch gesinnt, aber keine Abtrünnige von der katholischen Kirche wären, indem sie von dieser in der Hauptsache nichts, als den Genuß des Kelches (daher sie auch Kelchner oder Kalixtiner genannt wurden) verlangten. Ueber die Beibehaltung der priesterlichen Kirchenkleidung bei der Messe, welche die meisten noch beibehalten wissen wollten, wurden gleich anfangs die hitzigsten Wortwechsel geführt, und zuletzt wurde dieser Ornat für außerwesentlich und willkührlich erklärt. Die Einwohner der Stadt Prag dachten in vielen Stücken ganz anders, als die Taboriten, welchen wieder in andern Dingen die Orebiten nicht beistimmten. Jede dieser Partheien verketzerte die andere, und nur allein die Theologen der Karoline, oder der Universität zu Prag, ließen öffentlich siebenzig Artikel, welche von den Taboriten

und andern Priestern gelehrt würden, ablesen, und als ketzerisch verdammen. In entferntern Gegenden, wo man alles, was in Gang gekommen war, nachahmen, und gleichwohl, um zu zeigen, daß man sich wohl auch selbst zu leiten verstehe, den Vorschriften anderer nicht buchstäblich folgen wollte, gab es der verschiedenen Meinungen und Behauptungen noch unzähligere, und unter diesen Umständen war es kein Wunder, und vielleicht eine in den Geschichten solcher Zeiten bewährte Erscheinung, wenn einige vollends den gesunden Menschenverstand verloren. Dieß geschah in Mähren. Als die Bauern dieses Landes hörten, daß sich in Böhmen einige Bauern auf einem Berge versammelt, und diesen Berg Tabor, sich selbst aber Taboriten genannt hätten, versammelten sich auch ihrer Seits zahlreiche Horden auf einer Insel der Morawa, im Dorfe Nedakunitz, nannten den Ort Neutabor, und fanden sogleich, daß ihre ältern Brüder, die Taboriten in Böhmen (welche sie darin nachahmten, daß sie unmittelbar nach ihrem ersten Zusammentritt das Kloster Welehrad überfielen, und dasselbe sammt dem Prälaten und sechs Geistlichen verbrannten) noch lange nicht wären, was sie nach der Vorschrift der Bibel seyn sollten. Vermöge dieser, sagte ihnen ihr mährischer Priester, Martin Loquis, müsse man durch-

aus das Beispiel der ersten Voraltern nachahmen, und an den Stand der einfachsten Natur sich halten. Dieser Einfall verrückte die erhitzten Köpfe dieser Elenden vollends; sie warfen, Männer und Weiber, alle Kleidung von sich, liefen nackend auf Feldern, und in Wäldern herum, und zogen nach Böhmen, um die dortigen Taboriten, bei denen sich Zizka befand, mit ihrer neuen Erfindung bekannt zu machen. Zizka vernahm ihr Daseyn mit Entsetzen und Abscheu, machte auf sie, wie auf wilde Thiere, allenthalben Jagd, und ließ ihrer fünfzig, welche ihm zuerst in die Hände fielen, sammt ihren Priestern, verbrennen; erstaunte aber, als er sah, daß sie mit heiterm Angesicht, und frohlockend ins Feuer sprangen, und seufzte über die Unglücklichen, deren Zustand mehr ein gänzlicher Verlust der Vernunft, mehr Krankheit, als Bosheit war. Er ließ, da er bald nachher vierzig andere, die er auf der Stelle tödtete, gefangen bekam, einen derselben beim Leben, ließ sich von ihm die Glaubensartikel seiner Sekte erzählen, und schickte diese an die Gottesgelehrten nach Prag.

So uneinig und zerstreut indessen die Hussiten überhaupt waren, oder es zu seyn schienen, so bald vergaßen sie aller ihrer Zwiste und Mißhelligkeiten, und vereinigten sich, so-

bald sich irgendwo königliche Truppen sehen ließen, mit dem entschlossensten Ingrimm, und eilten, dieselben zu überfallen. Das Betragen dieser Truppen konnte auch schlechterdings keine Wirkungen hervorbringen, durch welche die Hussiten zur Besinnung gebracht, und zu der Mäßigung, welche sonst auch die erbittertsten Feinde nicht vergessen, hätten verleitet werden können. Die Prager belagerten, nach der Zerstreuung der königlichen Heere vor Prag, den Wissehrad. Sigmund eilte mit zwanzigtausend Mann Ungarn, Böhmen und Mähren von Kuttenberg herbei, jenen zu entsetzen, verbrannte im Anzug vierundzwanzig Dorfschaften, und als er dem Wissehrad gegenüberstand, wieder einige, um den Belagerten ein Zeichen seiner Ankunft zu geben. Der Anblick dieser gräßlichen Feuer setzte die Hussiten in Prag außer sich. Sie stürzten auf das Heer des Königs, der auf einem Hügel dem Schauspiele zusah, schlugen in wenigen Augenblicken fünfhundert der Seinigen, worunter die ansehnlichsten böhmischen Ritter sich befanden, todt, und verfolgten das fliehende Heer bis nach Kuttenberg; bekamen auch sogleich den Wissehrad in ihre Gewalt, und plünderten und zerstörten alle Häuser, Kirchen, und die königliche Burg. Bald darauf fielen die Schlesier mit zwanzigtausend Mann bei

Nachod in Böhmen ein, und verübten in den hussitischen Dörfern unerhörte Grausamkeiten, indem sie die Bewohner, ohne Unterschied des Geschlechts und Alters, nicht bloß tödteten, sondern vielen jungen Knaben den rechten Arm und das rechte Bein abhieben, ihnen das eine Aug, die Ohren und Nasen abschnitten. Die Hussiten kehrten bei den Nachrichten dieses Gräuels den Blick nach ihnen, und sandten einen Schrecken vor sich her, vor dessen Gefühl den Schlesiern das Mordeisen entfiel. Sie kamen zitternd und flehend, baten wegen ihrer Vergehungen um Verzeihung, und versprachen, es künftig in allen Stücken mit den Hussiten zu halten.

Diese Thatsachen wurden in der Entfernung, zumal in deutschen Landen, zwar gehört, aber noch immer nur halb geglaubt, und durchaus nicht begriffen. Man hielt es schlechterdings für eine Unmöglichkeit, daß alles, was sich hussitisch zu seyn bekannte, nicht in kurzer Zeit sollte unterdrückt und ausgerottet werden können, wenn die Sache nur mit wahrem Ernst und Nachdruck angegriffen werden sollte. So stellte sichs vor allem Pabst Martin V. vor, und er säumte nicht, an alle katholische Fürsten und Obrigkeiten der Städte, feierliche Breven zu senden, worin er allen denjenigen, welche wider die gemeinen Feinde

der Kirche und des Staates sich bewaffnen würden, einen vollkommenen Ablaß ertheilte. Auch K. Sigmund sandte an alle Höfe und Reichsstädte seine Bothen, und der Erfolg davon übertraf beinahe alle Erwartungen. Mehr als hundert Fürsten, Bischöfe, Markgrafen, Grafen, Baronen und städtische Vögte standen auf, und eilten nach Eger, wo am Feste des heil. Bartholomäus das gesammte Heer eintreffen sollte, mit einer Menge von Heeren, deren Anzahl sich, nach dem Bericht gleichzeitiger Schriftsteller, auf zweimalhunderttausend Köpfe belief, das königliche Heer nicht mit eingerechnet, mit welchem K. Sigmund sich ebenfalls einzustellen versprach. Man zweifelte jetzt nicht einen Augenblick an dem besten Erfolg, und dieß um so weniger, als sich seit einiger Zeit, in mehr als einem Falle, gezeigt hatte, daß die Hussiten nicht unbesiegbar seyen. Einige Haufen derselben litten zu Przelauz, zu Chotieborz, zu Saatz, nicht unbeträchtliche Niederlagen, und, was mehr als die größte Niederlage zu gelten schien, war ein Unglück, das dem Zizka bei der Stadt Raby widerfuhr, wo ihm von dem Ast eines Baumes (nach welchem, da er eben hinter ihm stand, und die Festungswerke betrachtete, ein Pfeil abgeschossen wurde) ein Splitter in das eine gesunde Auge fuhr, und das Aug so, daß er

vollends stockblind wurde, verdarb; aber das deutsche Heer achtete dieses Umstandes nur wenig, und verließ sich mit einer verderblichen Selbstgenügsamkeit auf seine ungeheuere Menge, bei welcher man zu bemerken vergaß, daß es eine Riesenstärke ohne Kraft, und einen unermeßlichen Zusammenfluß von Menschen, welcher darum noch lange kein Kriegsheer ist, geben könne. Man hielt die Verübung aller Arten von Muthwillen an den wehrlosen Landleuten für Tapferkeit, und die Verheerung von Schlössern und Dorfschaften für Siege und Eroberungen. Man überzeugte sich aber bald, daß die Unternehmungen, welche mit jenen ehrenvollen Namen bezeichnet zu werden verdienten, ganz anders beschaffen wären, indem man nur die Belagerung des Städtchens Saatz unternahm. Die Besatzung derselben, welche aus fünf bis sechstausend Hussiten bestand, hielt sich gegen das gesammte deutsche Heer, und schlug dasselbe bei sechs Stürmen, welche mit ganzer Macht unternommen wurden, sechsmal mit großem Verlust zurück. Nun erhielt man die Nachricht, nach welcher sich im Heranrücken jeder zu sehnen vorgab. Der blinde Zizka kam; und man glaubte, wiewohl er sich noch in einer großen Entfernung befand, er würde mit jedem Augenblicke kommen. Die Zelten der Deutschen wurden, man

wußte nicht, wie, noch von wem *), auf allen Seiten in Flammen gesetzt. Sie flohen (den 19. Oct.) zwar mit einer Eilfertigkeit, bei der sie sogar alles Gepäck zurückließen, aber vor den Gefährten des Zizka sich nicht retten. Diese ereilten sie, schlugen viele tausend der Flüchtigen todt, und schlugen sie aus Böhmen. Dieser Erfolg mochte den K. Sigmund, der indessen in Ungarn abwesend, und daselbst von feindlichen Einfällen nicht wenig beunruhigt worden war, eben nicht unerwartet gekommen, und sein Vertrauen auf das so übel bestellte deutsche Heer mochte eben nicht groß gewesen seyn, indem er sich Hoffnung machte, mit einer kleinern, aber rüstigern Armee mehr ausrichten zu können. Er bot in Mähren und Ungarn frische Truppen auf, und brachte, indem auch der Herzog Albert von Oesterreich sich rüstete, ein Heer von beinahe sechzigtausend Mann zusammen, mit welchem er um so mehr schleunigst wider die Böhmen aufbrach, als diese ihm vor Kurzem vierzehn Artikel, unter welchen die Verbrennung des Johann Huß oben an stand, zugeschickt hatten, wegen welcher sie ihn zum König nicht mehr annehmen könnten, noch wollten.

---

*) Herm. Corneri Chron. apud Eccard. T. II. f. 1249.

Der Anfang war, wie gewöhnlich, so lange Zizka nicht in der Nähe war, glücklich. Die Oesterreicher eroberten und zerstörten die Festung Benissowiz, die Ungarn die Stadt Policzka, wo sie dreizehnhundert Menschen, ohne Unterschied des Geschlechts und Alters, ermordeten. Auch andere königliche kleinere Heere erhielten (und einmal selbst über den Zizka) beträchtliche Vortheile, und Sigmund zwang zu Brünn die mährischen Baronen und Ritter, welchen er das freie Geleit versprach, aber sie bei ihrer Ankunft mit Husaren einschloß, dem Bund mit den Böhmen zu entsagen. Die Kuttenberger, nachdem sie alle in der Stadt wohnenden Hussiten ermordet hatten, lieferten ihm die Stadt aus, und er selbst hatte das Glück, den Zizka, welcher sich auf dem sogenannten Gang in seine Wagenburg einschloß, mit seinem ganzen Heere zu umringen. Schon glaubte er, dieses seines fürchterlichsten Feindes sich so viel als gänzlich bemächtiget zu haben, als Zizka einst bei der Nacht durch eine meisterhafte Anstalt, und ohne den geringsten Verlust, durch das königliche Heer, das ihn umzingelte, nach Kolin aufbrach, aber von da bald wieder zurück kam, dasselbe mit einer Entschlossenheit aufsuchte, welcher der K. Sigmund, nachdem er vorher die ihm ganz ergebene Stadt Kuttenberg ausbrannte, mit

Verlegenheit auswich; aber Zizka erreichte ihn bei Deutschbrod, griff ihn an, und schlug, nach einem mörderischen Gefecht, das ihm weit überlegene Heer, von welchem ein großer Theil in dem Flusse bei Sazawa umkam. Zizka eroberte sieben Fahnen, und siebenhundert Wagen, worunter hundertundvierzig mit Kostbarkeiten beladen waren, welche er seinen Taboriten zur Beute ließ.

K. Sigmund flüchtete sich in der ersten Bestürzung nach Mähren, (wo er aber einen großen Theil der zur Abschwörung des hussitischen Bundes gezwungenen Ritter ganz wieder verändert fand) und dann nach Ungarn. Hier ließ er sich den Vorschlag des Kurfürsten von Köln, aus dem böhmischen Krieg einen Reichskrieg zu machen, gefallen, und schrieb sogleich auf den 30. Mai einen allgemeinen Reichstag nach Regensburg aus, bei welchem auch der päbstliche Legat und Kardinal Branda persönlich erschien. K. Sigmund machte aber bald die (damals nicht mehr neue) Erfahrung, wie wenig noch, nach dem längst erloschenen Heerbann, auf die Reichshülfe zu zählen sey. Noch hatten die deutschen Fürsten in ihren Ländern nichts Widriges von den Hussiten erfahren, und sie wollten und konnten sich nicht überzeugen, wie die Sache für sie so gar außerordentlich wichtig seyn könne. Viele führten,

was nie aufhörte, zu eben der Zeit persönliche Kriege oder Fehden wider einander, und auch dieser Umstand, der damals noch gar nicht zu ändern war, hinderte ein gemeinschaftliches Einverständniß. Die Kurfürsten äußerten, daß sie dem Kurfürsten von Köln durchaus keinen Auftrag zu seiner Reise nach Ungarn gemacht, und den Reichstag nicht veranlaßt hätten. Gleichwohl traten sie zusammen, aber nicht zu Regensburg, sondern zu Nürnberg, wohin ihnen K. Sigmund, wenn er sie anders sprechen wollte, folgen mußte, und wirklich folgte. Man ließ es hier nicht an ermunternden Feierlichkeiten fehlen, um der Sache allen Nachdruck zu verschaffen. Der Kardinal Branda überreichte dem K. Sigmund in der Kirche des hl. Sebald eine geweihte Fahne, welche dieser sogleich dem Kurfürsten Friedrich von Brandenburg übergab, und ihn zum obersten Feldherrn der Reichsarmee ernannte. Diese sollte nun bestimmt, und hergestellt werden, was nicht geschehen konnte, ohne daß jeder Reichsstand das Seinige beitrug. K. Sigmund schlug erst, selbst nach der Meinung der anwesenden Fürsten und Herren, von dem gemeinen Vermögen den hundertsten Pfenning, und da die Reichsstädte dagegen Einwendungen machten, einen gemeinen Anschlag, oder Reichsmatrikel (die erste dieser Art) vor, wie viele Gleven

(jede Gleve zu fünf Reisigen mit sieben Pferden, und Einen Schützen gerechnet) jeder unmittelbare Reichsstand nach dem Contingent oder dem Maße seiner Kräfte zum Reichskriegsheer stellen sollte; und da er geglaubt haben mochte, daß nunmehr die Hauptsache berichtigt sey, ernannte er den Kurfürsten Konrad von Mainz zum Reichsverweser, und trat seine Reise nach Ungarn an. Die Sache war aber nichts weniger als berichtigt. Die Reichsstände fanden ganz und gar kein dringendes Bedürfniß, sich für einen Krieg, bei welchem sich nicht der geringste gewöhnliche Vortheil für sie absehen ließ, zu verwenden, und benützten sogleich die letzte, mit Bestellung des Reichsvikariats getroffene Verfügung des Sigmund, welcher sie sich nicht fügen zu können behaupteten, indem die Reichsverweserstellen in der goldenen Bulle bestimmt worden wären. Nicht Einer stellte sein Contingent, so, daß dieser dritte Feldzug ganz unterblieb, welches diejenigen, welchen an der Unterdrückung der Hussiten vorzüglich gelegen war, um so mehr bedauerten, als indessen unter diesen selbst eine gräuliche Spaltung entstanden, und während dieser eine eben nicht ungegründete Hoffnung eines guten Erfolges vorhanden war.

1423. Diese Spaltung enthielt eben nichts Unerwartetes, aber (wenn es nach dem, was

bereits vorgieng, noch gesagt werden kann) vieles Neue und Unerwartete an allen Arten von Rasereien und Grausamkeiten, mit denen sie unterhalten wurde. Die Prager wollten mit der Wahl des lithauischen Prinzen, Sigmund Korybut, der im J. 1422 in Begleitung seines Bruders, des Herzogs Vitold von Lithauen und einer Bedeckung von fünftausend Mann, zu Prag angekommen war, Ernst machen, und dieselbe wirklich vornehmen, nachdem sie vorerst noch das Schloß Karlstein, um sich der böhmischen Krone, welche daselbst aufbewahrt wurde, zu bemächtigen, länger als sechs Monate, und bis aus der Festung der Herzog Vitold erschossen wurde, mit einer unerhörten Wuth, wiewohl vergeblich, belagert hatten. Da die Wahl eben vor sich gehen sollte, weigerte sich ein Theil der Prager, dieselbe vor sich gehen zu lassen, worüber ihnen Zizka, der weder die Belagerung von Karlstein unterstützt, noch an ihren Verhandlungen einen persönlichen Theil genommen, sondern indessen die Stadt Deutschbrod verbrannt, verschiedene andere Ortschaften erobert, und von sich die Meinung, daß allein Er der Lenker der Sachen, und der gemeinsame Regierer sey, gefaßt hatte, die bittersten Vorwürfe machte, und diese mit Ausdrücken eines strengen Gebieters begleitete, welche die Prager nicht um-

hin konnten, mit allem Nachdrucke zu ahnden, und ihn an die Abhängigkeit eines Untergeordneten zu erinnern. Zizka entrüstete sich darüber auf eine entsetzliche Art, und machte sich sogleich auf, die Güter derjenigen Herren zu verwüsten, welche es mit den Pragern hielten. Die Prager wollten diesen Uebermuth eben so wenig dulden, als sie sich nicht vorstellen konnten, wie sie bei ihrer Uebermacht nicht im Stande seyn sollten, ihm denselben zu benehmen. Sie schickten ein ansehnliches Heer wider ihn aus. Zizka schlug es bei Horzicz, und schlug bald darauf bei Königgräz ein zweites Heer, und zerstäubte den Rest.

1424. Die Prager gaben die Niederlagen ihrer Heere immer solchen Ursachen, welche bei einem künftigen Zuge leicht verbessert werden könnten, Schuld, und schickten mit solchen Voraussetzungen und Hoffnungen nacheinander drei neue Heere wider ihn aus. Zizka schlug sie bei Skaliz, im Juni bei Mallessow, hinter Kuttenberg, (welche neuerbaute Stadt er abbrannte) dann im September an der Elbe, in Augenblicken, wo er ohne Rettung verloren zu seyn schien, und faßte jetzt den Entschluß, die Stadt Prag aus dem Grunde zu zerstören. Dieser Entschluß nahm eine unerwartete Wendung. Die Feldherrn des Zizka weigerten sich, die Hauptstadt des Königreichs,

wo sie überdieß selbst Anverwandte und Freunde hatten, zu verheeren; allein Zizka besiegte auch sie durch eine feuerige Anrede. Sie folgten mit einem Grimm, dessen Größe die letzten Funken von Menschlichkeit in ihm rege machte, so daß er in das Lager, aus welchem er bereits mit Ungestüm aufgebrochen war, wieder zurückkehrte. Mittlerweile kamen die ganz erschöpften Prager mit ihrem Korybut, den sie indessen zum König gewählt hatten, und demüthigten sich vor ihm. Die Folge davon war eine gänzliche Versöhnung mit den Pragern, welche ihm einen prächtigen Einzug in ihre Hauptstadt veranstalteten, und ein neuer Entschluß aller Partheien, ihre vereinigten Heere wider den K. Sigmund und seine Freunde zu kehren, und Verheerungen fortzusetzen, an welche man ohne Schauder nicht denken kann. Zizka hatte bereits im vorhergehenden Jahre einen Streifzug durch Mähren und Oesterreich, wo er bis Stockerau, ja bis an die Donau vordrang, gemacht. Die Heere, welche man ihm in diesen Ländern entgegenstellte, trieben ihn zwar manchmal in die Enge, und nöthigten ihn zum Rückzug, konnten aber die Grausamkeiten und Verwüstungen nicht hindern, mit denen er diesen bewerkstelligte. In Mähren ließ er einst viele Dörfer anzünden, um bei der Nacht sein Heer in Schlachtordnung

stellen zu können, und sein ganzes Betragen, und der Eindruck, welchen dasselbe auf die Landleute verbreitete, war unbeschreiblich. Vor ihm ein banges, ohnmächtiges Zagen, Ausreissen in Flucht, und Fluchtgeheul, ihm zur Seite Feuersbrünste und zappelnde Leichen, und hinter ihm eine trostlose Verheerung, — so schritt er, unter Dampf und Rauch, nach neuen Gegenden, wo noch etwas aufrecht stand, fort, und den königlichen Heeren blieb da, wo sie sich einmal einfanden, nichts übrig, als Eroberungen zu machen, bei denen außer dem Platze, den sie behaupten mochten, nichts übrig war. K. Sigmund wurde noch von einer andern Seite auf das empfindlichste gekränkt. Man gab ihm selbst hussitische Gesinnungen Schuld, weil er, während der Mißhelligkeiten der Prager mit dem Zizka und seinen Taboriten, nicht alles gethan hatte, was die Leute, welche ihn auf diese harte Art verdächtig zu machen suchten, sich einbildeten, daß sie es an seiner Stelle gethan haben würden. Sigmund ward dadurch zu einem höchst unerwarteten Schritte verleitet, welcher, wenn er die gewünschte Folge gehabt hätte, nach der Gewohnheit der Menschenurtheile, eben so sehr als ein Meisterstück der Großmuth und Klugheit gepriesen worden seyn würde, als er, da er nicht zu Stande kam, auf das bitterste ge-

tadelt worden ist. Sigmund machte an Zizka, der eben im vollen Marsche nach Mähren begriffen, und im Vorbeigehen mit der Belagerung der Stadt Przibislawa beschäftiget war, eine Abordnung, und bot ihm, wenn er zu ihm treten wollte, die Statthalterschaft über das Königreich Böhmen, die Oberstfeldherrnstelle über alle seine Armeen, und einen beträchtlichen jährlichen Gehalt an; „er, sagt Aeneas Sylvius mit allem Nachdruck des lebhaftesten Unwillens, er, der Monarch so vieler Königreiche, der von Kaisern abstammte, und selbst Kaiser war, vor dessen Namen Italien, Frankreich und Deutschland, ja das ganze Europa mit Ehrerbietung, und das barbarische Ausland mit Furcht erfüllt war, gab unserm Zeitalter das Schauspiel, sich vor einem eben nicht Hochadeligen, einem alten, blinden, ketzerischen, sakrilegischen, jedes Bubenstückes fähigen Manne zu demüthigen, und ihm für seine Gewogenheit Geld, und die höchsten Ehrenstellen anzubieten." Als diese Ehrerbietungen dem Zizka eröffnet waren, starb er noch im Lager, den 12. Okt. 1424 an der Pest, zum Schrecken und zur Freude der Völker, die ihn kannten, und die ihn, nach den Schicksalen, welche sie von ihm zu erwarten hatten, wechselweise verwünschten oder vergötterten. Man kann diesem sonderbaren Man-

ne nicht alle Eigenschaften, wodurch sich ein großer Geist kennbar macht, absprechen, und seine Standhaftigkeit im Unglück, sein Ausharren und festes Ertragen und Verachten jedes Ungemaches, und sein unbezwingbarer Muth zwingen uns, auch wider unsern Willen, zur Bewunderung; allein das Talent, zu siegen, zu zerstören, und Schrecken zu verbreiten, ist nichts weniger, als ein erhabenes Talent, und man kann der größte Held seines Zeitalters und der verächtlichste Mensch seyn. Zizka hat sich (gleich unzähligen andern Abentheurern seiner Art) nicht als einen Helden berühmt, sondern als einen Wütherich verschrieeen gemacht.

1425. Daß Zizka nichts weniger, als unersetzlich, sondern ein, so zu sagen, gewöhnlicher Mann mit jener ungewöhnlichen Kraft, welche durch Wuth und Verzweiflung erzeugt wird, war, bewies sogleich der Erfolg. Die Böhmen hatten zwar einen König, den lithauischen Korybut; allein dieser König wurde gleich anfangs nichts weniger, als von allen böhmischen Ständen einhellig gewählt, und selbst von den Pragern und deren Anhängern, die ihn wählten, nur in so weit, und in so lang, als er ihre Absichten durch glückliche Erfolge befriedigen würde, geachtet. Die Taboriten hielten sich an ihren bisherigen Anführer Pro-

cop, einen gelehrten Mönch, welcher, weil er anfangs mit einem geschornen Kopf erschien, Holy oder der Geschorne, und (in Hinsicht auf seine großen Eigenschaften, durch welche er selbst dem Zizka mehr, als einmal, aus dem Gedränge half) Procop der Große genannt wurde. Diejenigen Taboriten, welche sich bei dem Zizka befanden, da er starb, nannten sich jetzt die Waisen, und gehorchten einem seiner Unteranführer, Procop dem Kleinen. Die Orebiten endlich gehorchten einem gewissen Hynko Krussina, und einem mährischen Edelmanne, Bedrzich. Diese vier Partheien beschloßen, jede für sich, den Krieg fortzuführen, welcher nunmehr einen Nebenzweck, wodurch der Hauptzweck nach und nach nothwendig geschwächt und aufgelöst werden mußte, zur Absicht bekam. Böhmen war durch die bisherigen wechselseitigen Verheerungen größtentheils erschöpft. Der Ackerbau und die Viehzucht lagen darnieder, und es stellte sich allenthalben ein gräßlicher Mangel an Lebensmitteln ein, welchem abzuhelfen keine andere Aushilfe vorhanden war, als in allen angrenzenden Ländern Plünderungen vorzunehmen, welche dann auch von den Häuptern der Heere, unter dem für sie ebenfalls nicht ungegründeten Vorwande, daß man die Feinde in ihren Ländern aufsuchen und vertilgen müßte, um so mehr veranstaltet wurden, als

sie bereits in den vorigen Jahren einzelne Streifzüge durch Mähren, Oesterreich und Bayern, in welchem letztern sie im J. 1424 aus dem sogenannten Wald bei viertausend Stück Viehs erbeuteten, vorgenommen.

1426. Die Orebiten giengen nach Schlesien, die Prager nach Mähren, die Taboriten und die Waisen nach Oesterreich; und wo sie durchgiengen, hinterließen sie, weit um sich, eine allgemeine Verheerung. Die letztern wiederholten ihren Einfall nach Oesterreich, wo sie den Herzog Albert, der einst einige Vortheile über sie gewann, in wenigen Monaten zu zwei Malen schlugen, die Stadt Zwetel verbrannten, und mit reicher Beute nach Böhmen zurückkehrten, wo indessen die Theologen zu Prag mit ihren verschiedenen Religionssätzen wieder Uneinigkeiten anzettelten, welche, wiewohl sie dießmal Procop, der Große, durch sein Ansehen sogleich unterdrückte, zum unvermeidlichen Ausbruch gekommen, und den deutschen Fürsten wahrscheinlich manchen Schrecken und Verlust erspart haben würden, wenn diese Fürsten die Geduld oder Klugheit gehabt hätten, die innere Gährung abzuwarten, und indessen desto sorgfältiger ihre Grenzen zu schützen; allein die Nachricht, daß K. Sigmund einen Reichstag nach Nürnberg ausgeschrieben, und ein neues Aufgebot von ganz

Deutschland beschlossen habe, hatte sogleich wieder die Wirkung, daß die erhitzten Partheien aller Böhmen über der Gefahr des Vaterlandes alle persönliche und sektische Zwietracht vergaßen, und sich auf das innigste zusammenhielten. Sigmund hatte mit dem Kurfürsten von Sachsen, Friedrich dem Streitbaren, ein besonderes Bündniß wider die Böhmen errichtet, und ihm einige Städte, als Aussig, Leipe, Töpliz u. a. verpfändet. Die Böhmen beschloßen, ehe das deutsche gesammte Reichsvolk sich sammeln konnte, sie wegzunehmen. Es gelang ihnen auch bei den meisten, und sie drangen bis Aussig vor. Hier fanden sie eine Armee von mehr als zwanzigtausend Sachsen, welche die Kurfürstin, Katharina, während der Abwesenheit ihres Gemahls, der bei dem Reichstage zu Nürnberg war, in der Eile aufgeboten, und bei welcher sich eine große Zahl sächsischer und meißnischer Ritter eingefunden hatte. Den 15. Juni kam es zu einer mörderischen Schlacht. Die Böhmen stellten sich hinter ihre Wagenburg, welche aus fünfhundert, mit doppelten Ketten auseinander geschlossenen Kriegswagen bestand, und sahen ihren Feinden ruhig zu, indem diese ihre äußersten Kräfte anstrengten, die Wagen auseinander zu schlagen und zu zernichten; rannten aber, als sie diese von der schweren Arbeit ermüdet sahen,

mit ihrem gewöhnlichen Ungestüm, und, was den Sachsen weit schrecklicher vorkam, mit langen zackigen Lanzen, aus ihrem Hinterhalt hervor, stürzten sich auf die sächsischen Reiter, welche sie mit ihren Lanzen ohne viele Mühe und Gefahr durchbohren konnten, und zernichteten in wenig Stunden beinahe die ganze Armee. Mehr als fünfzehntausend Mann, worunter viele Fürsten und Grafen waren, lagen ausgestreckt auf dem Schlachtfeld, und ein großer Theil wurde auf der Flucht eingeholt, und ohne Schonung niedergemacht. Viertausend mit Lebensmitteln und anderm Gepäck beladene Wagen fielen den Siegern in die Hände, welche, ohne auszuruhen, unverzüglich die Stadt Aussig mit Sturm einnahmen, den größten Theil der Einwohner mordeten, und die Stadt selbst verbrannten. Ganz Sachsen zitterte, und befestigte in höchster Eile Städte, Märkte und Schlösser, und sie wären verloren gewesen, wenn die böhmischen Heerführer in der Wahl des Landes, das zuerst überfallen werden sollte, einig gewesen wären. Die Reichsfürsten zu Nürnberg vergaßen vor Schrecken, warum sie beisammen wären.

1427. Nichts widerstand jetzt den Böhmen, mit welchen sich, weil es das Vaterland betraf, auch Katholiken vereinigten, und bei

dem Namen Hussiten vermochten die Unglücklichen, welche ihre Ankunft wahrnahmen, vor Angst und Bestürzung weder zu bleiben noch zu fliehen. Der Athem verließ sie, und die Füße wurzelten sich, so zu sagen, in die Erde. Ein österreichisches Heer, welches der Herzog Albert nach Mähren geführt hatte, um die Taboriten aus den festen Oertern, deren sie sich bemächtiget hatten, zu vertreiben, flüchtete sich bei der bloßen Nachricht, daß Procop der Große im Anzuge sey, und dieser gerieth selbst in ein verlegenes Erstaunen, als ihm vor Kameniz ein böhmisches Fräulein, Agnes, deren Vater Procop von Sezyma vor Kurzem gestorben war, als Erbinn und Eigenthümerinn dieser Festung, Stand hielt. Ihre Herzhaftigkeit, mit welcher sie seiner Belagerung volle vierzehn Tage den tapfersten Widerstand that, bewog ihn zu einer Großmuth, die an ihm eben so unerhört war, als es die Sache selbst war, welche sie veranlaßte; er bewilligte ihr einen freien Abzug, und versicherte sie, indem er sie mit Bewunderung betrachtete, seiner Achtung; dann streifte er nach Oesterreich, wo seine Truppen bis an die Donau das Land plünderten und verheerten, brannte im Rückzuge die Stadt Retz, deren Einwohner ermordet wurden, ab, brachte die Beute nach Böhmen zurück, und suchte endlich Procop den

Kleinen, der indessen in der Lausitz viele Städte erstürmet, geplündert und abgebrannt hatte, auf, und vereinigte sich mit ihm in Schlesien, aus welchem Lande viele tausend Stück Hornvieh nach Böhmen geschleppt wurden. Wo sie durchzogen, brannten sie alles ab, und mordeten alle Einwohner, Weiber (die sie gewöhnlich vorher auf eine viehische Art mißhandelten) und Greise und Kinder.

Die deutschen Fürsten hatten sich indessen wieder gefaßt, und zu Frankfurt neuerdings versammelt. Auch Pabst Martin V. that das Seinige, und schickte den Kardinal, Heinrich von Beaufort, Bischof von Winchester in England, nach Deutschland mit dem Auftrag, wider die Hussiten einen Kreuzzug zu predigen, und denjenigen, welche daran Theil nehmen würden, einen vollkommenen Ablaß zu ertheilen. Auch gerieth wirklich ganz Deutschland in Bewegung, und die zu Frankfurt versammelten Fürsten benutzten diese allgemeine Stimmung, indem sie nicht nur wieder einen allgemeinen Reichsanschlag, (vermöge welches jeder Fürst, Herr und Ritter eine verhältnißmäßige Zahl von Leuten, und Kriegsgeräthschaften liefern sollte), sondern für sämmtliche Reichsunterthanen eine Art von Kopf- oder Vermögenssteuer (der gemeine Pfenning genannt) ausschrieben. Vier zahlreiche Heere, deren das

erste unter der Anführung des Kurfürsten Otto von Trier aus rheinländischen, elsassischen, schwäbischen, bayerischen und fränkischen Völkern, das zweite, welches der Kurfürst Friedrich aus Sachsen anführte, aus sächsischen und hanseestädtischen Völkern, das dritte aus Schlesiern, und das vierte aus Oesterreichern und Salzburgern bestehen sollte, wurden unverzüglich ausgehoben, und größtentheils nach Wunsch auf die Beine gestellt. Diese Heere wurden auf das Beste gerüstet, und man kann auf die Zahl derselben schließen, da allein die Reiterei achtzigtausend Mann stark war; allein diese gewaltige Menge war wieder nichts weniger, als Ein Körper, und gleichzeitige Schriftsteller *) merkten an, daß die deutschen Fürsten, welche gewohnt wären, sich stets mit Eifersucht einander zu beobachten, und sich jeden kleinen Zuwachs von Macht und Ländern zu beneiden, im Grunde auf nichts, als auf Eroberungen gedacht, und sich beinahe vor jedem Städtchen, ehe sie an dasselbe eine Hand anlegten, erst darüber, wem es angehören sollte, gezankt, und Belagerungen, bei denen für sie nichts zu gewinnen war, wenig unterstützt

*) Z. B. Hermann Cornerus apud Eccard. T. II. f. 1279.

hätten. Die Heere, nachdem sie sich zu Nürnberg versammelt hatten, rückten von drei Seiten in Böhmen ein, unterhielten sich unterwegs mit Verbrennung der hussitischen Bauern, welche ihre Irrlehren nicht abschwören wollten, verheerten weit umher das flache Land, ohne daran zu denken, daß sie durch dasselbe ihren Rückzug würden nehmen müssen, und vereinigten sich zuletzt bei der Stadt Mieß, deren Belagerung sie vornahmen. Ihre Anführer schienen es dießmal vollends für eine Kleinigkeit zu halten, die Hussiten zu unterdrücken, da gerade unter denselben die größten Uneinigkeiten ausgebrochen waren. Die Taboriten nämlich hatten die Stadt Schlan verbrannt und den größten Theil der Einwohner niedergemacht, Leutmeriz, Kaurzim und Böhmischbrod erobert, dann, in Gesellschaft mit den Waisen, alle den Pragern angehörigen offenen Oerter, besonders im Pilsnerkreis verbrannt, und sich eben jetzt nach Prag gezogen, um diese Hauptstadt zu belagern; allein die Nachricht, daß die Deutschen in Böhmen eingerückt seyen, that auf sie die gewöhnliche Wirkung; sie setzten ihre einheimischen Streitigkeiten augenblicklich bei Seite, und die Prager machten sogar den Taboriten mit ihrem Könige Korybut, welcher jenen verhaßt war, ein Opfer. Sie bemächtigten sich seiner Per-

son, und schickten ihn mit seinen Polen nach Haus; dann schloßen sie sich an ihre Belagerer mit der thätigsten Eintracht an, und zogen den Deutschen entgegen. Ihr vereinigtes Heer zählte nicht mehr, als fünfzehntausend Mann zu Pferd, und sechzehntausend zu Fuß; allein Procop der Große war ihr Anführer. Er zog in der besten Ordnung, und mit einer fürchterlichen Entschlossenheit fort; und der Staub, aus welchem die Annäherung seines kleinen Haufens den deutschen Kriegsheeren sichtbar wurde, endigte den Feldzug. Diese zahlreichen Heere rannten, von einem plötzlichen Schrecken ergriffen, wie im J. 1421 unaufhaltbar davon, und die bestürzten Fürsten und Heeresführer mußten folgen. Der Kardinal Heinrich begegnete den Flüchtenden mit einer großen Anzahl seiner Kreuzsoldaten, schrie sie an, und that alles, zu was man seine Zuflucht nehmen kann, um Leute, welche die Furcht betäubte, an sich selbst zu erinnern, und zum Stehen zu bringen; allein sie hörten ihn nicht, und rissen vielmehr ihn und die Seinigen mit sich fort. Alles Gepäck und Geschütz blieb den Böhmen, welche den Flüchtenden bis über die Grenzen nachsetzten, und mehr, als zehntausend derselben niederhieben, und zuletzt die Stadt Tachau, in welcher einige Reichsvölker ihre Rettung suchten, mit allem, was darin lebte, vertilgten.

1428. Auch die gütlichen Unterhandlungen, zu welchen Sigmund in diesem Jahre seine Zuflucht nahm, blieben nicht weniger fruchtlos. Nichts, was für ihn unternommen wurde, glückte, und augenblickliche kleine Vortheile zogen immer wieder Folgen nach sich, bei denen die Sache doppelt verschlimmert, und jede Aussicht betrübter wurde. Während daß im vorigen Jahre Procop nach Mieß zog, fielen die Schlesier in Böhmen ein, und belagerten die Stadt Nachod; und einige böhmische Herren, welche es noch mit Sigmund hielten, sammelten einen Haufen von neunhundert Mann, und rannten nach Prag, welche Stadt eben damals von Truppen entblößt, und worin unter den Rathsherren noch ein Rest treugesinnter Unterthanen war. Sie drangen wirklich bis auf den Altstädter-Markt, als sich die gemeinen Bürger zusammenrotteten, und ihre vermeintlichen Eroberer bis auf Wenige, die sie aus Gnade zu Gefangenen machten, niederhieben. Auch die Schlesier liefen davon, sobald sie vernahmen, daß Prager im Anzuge seyen. Die übrigen Hussiten nahmen nun wieder neue Verheerungszüge nach den benachbarten Ländern vor. Ein Haufen derselben stürmte nach Bayern, wo sie, unter andern, Nietenau abbrannten, und das offene Land bis nach Regensburg verheerten und

plünderten. Die Waisen zogen nach Mähren, und verwüsteten, da ihnen die Eroberung der Stadt Brünn mißlang, die Hütten der Bauern; die Taboriten streiften nach Schlesien, dann nach der Lausitz, dann wieder nach Schlesien, wo sie viele Klöster, und mehr, als zwölf Städte, verbrannten; Procop der Große aber drang bis vor Preßburg in Ungarn (von welcher Stadt er die Vorstädte verbrannte), dann bis vor Wien (welche Hauptstadt nur die Donau noch rettete), verwüstete dann diesseits des Flusses das Land weit und breit, und kehrte zuletzt nach Böhmen zurück, mit dem Vorsatze, die Stadt Bechin, die mit königlichen Truppen, durch welche die Güter der Hussiten nicht wenig gelitten hatten, besetzt war, zu zerstören. Hier kam eine Gesandtschaft des Sigmund an, welche sie zu einer Unterredung nach Kuttenberg einlud. Die Taboriten, Waisen und Prager, aus welchen die Belagerungsarmee bestand, schickten einige Hauptleute dahin, welche, als die kaiserlichen Abgeordneten von den rechtmäßigen Ansprüchen ihres Monarchen auf das Königreich Böhmen sprachen, und dann die Großmuth, Güte und Leutseligkeit desselben lobpriesen, bei dem Vortrage dieser Lobeserhebungen überlaut lachten, und die Abgeordneten fragten, wie doch solche Eigenschaften einem Regenten beigelegt werden

könnten, der den Huß, wider sein gegebenes Wort, aus Zaghaftigkeit verlassen und aufgeopfert, der zu ihrem Untergange fremde Heere in ihr Land geführt, und alles, was an ihm lag, versucht hätte, um ihre gänzliche Unterdrückung und Ausrottung zu bewirken? Hierauf lud man den Procop zu einer persönlichen Unterredung mit dem Kaiser nach Oesterreich ein, bei welchem derselbe, nachdem man ihm alle mögliche Versicherungen wegen der Unverletzlichkeit seiner Person und Freiheit gegeben hatte, wirklich erschien. Ganz Deutschland sah, mit einem unaussprechlichen Verlangen nach dem Frieden, einem glücklichen Ausgange entgegen, als man erfuhr, daß sich aller Vergleich zerschlagen, und daß der Kaiser die Bedingungen, welche Procop setzte, mit Unmuth verworfen habe, wie er dann einer andern Abordnung, welche die Taboriten, Waisen und Prager im folgenden Jahre aus freiem Antrieb an ihn sandten, und durch welche sie ihn zu ihrem König anzunehmen versprachen, wenn er ihnen seiner Seits die Freiheit in Religionssachen versprechen wollte, schlechterdings abwies, und an die allgemeine Kirchenversammlung hinwies, welche zu Basel eröffnet werden würde.

1429. Die nähern Veranlassungen, bei deren Gefühl oder Rücksicht Kaiser Sigmund,

nach so vielen Verheerungen seiner und der Reichsfürsten Länder, dem Frieden, oder doch dem Stillstand des Krieges mit so gar geringem Ernste die Hand bot, mögen nun in den ihn beherrschenden Ueberzeugungen, daß er nichts bewilligen könne, oder in Hoffnungen, bei welchen er nichts zu bewilligen brauchte, gegründet gewesen seyn, was man nicht zuverlässig weiß, so waren doch in jedem Falle die Folgen jener Abweisungen leicht zu berechnen. Sie übertrafen beinahe noch an Schrecklichkeit alles, was bisher an Uebeln und Drangsalen aller Art über so viele Provinzen, deren friedliche Einwohner keine Schuld trugen, gekommen war. Bei der letzten böhmischen Gesandtschaft, welche den Kaiser Sigmund zu Preßburg antraf, befand sich auch Procop der Große wieder; und dieser scharfsinnige Mann bemerkte bald, daß sich Sigmund insgeheim wieder auf nahe Unterstützungen verlassen müßte, durch welche er sich schmeichelte, den Frieden mit Gewalt, und ohne Bedingnisse erzwingen zu können. Viele deutsche Fürsten nämlich hatten bereits wieder zu einem neuen Feldzug gerathen, und vorzüglich hatte sich Pabst Martin V., welcher sich gar keinen Begriff machen konnte, wie zahlreiche Armeen nicht überall durchdringen sollten, alle Mühe gegeben, denselben zu Stande zu brin-

gen. Man wollte dießmal ganz anders, als die vorigen Male, zu Werke gehen. Man glaubte, es bei den vorigen Feldzügen offenbar darin versehen zu haben, daß man die nächsten die besten hergelaufenen Leute, und meistens Bauern, welchen das Kriegshandwerk ganz fremd war, mit sich geführt hatte. Man wollte jetzt ein geübtes Heer, und eine ordentliche Miliz herstellen, und lieber mit wenigern, aber brauchbarern, als mit unzähligen, aber ungeübten, Leuten zu Felde ziehen. Kurfürst Friedrich von Brandenburg wollte diese bessere Armee persönlich anführen, und der neue Vorschlag, welcher von ihm herrührte, erhielt sogleich allen Beifall, und erfüllte die Theilnehmer mit aller jener Zufriedenheit, zu welcher man eigentlich erst dann, wann eine gute, aber schwere Sache bereits ausgeführt worden, berechtigt ist. Procop der Große mochte diese Plane und Entschließungen aus den redenden Anstalten, welche man in Deutschland machte, errathen, oder sonst eine zuverlässige Nachricht davon erhalten haben; er beschloß, jeder Unternehmung seiner Feinde zuvorzukommen, und die damalige Stimmung der Böhmen zu benutzen, von denen bei weitem nicht alle für den Frieden eingenommen waren. Die Waisen und die Neustädter von Prag waren so weit entfernt, sich bei einer künfti-

gen Friedensunterhandlung mit der Bewilligung ihrer Religionsfreiheit zu begnügen, daß sie vielmehr verlangten, Sigmund sollte ihre Religion annehmen, und sie und die meisten Taboriten freuten sich sogar darüber, daß der Friede nicht zu Stande kam, bei welchem man ihnen zugemuthet haben würde, eine Lebensart, an die sich bereits ihre Natur gewöhnt, und welche ihnen nach ihrem Hang unzählige Annehmlichkeiten verschafft hatte, zu verlassen, und zur Wirthschaft, und zur Ordnung bürgerlicher Gesetze zurückzukehren. Sie wollten herumschwärmen, plündern und Beute machen, und ein Leben fortsetzen, das mit den wilden Zügellosigkeiten berüchtigter Mörder und Straßenräuber alle Aehnlichkeit hatte, wie sich denn auch von Zeit zu Zeit aus allen Ländern von Europa Christen und Juden, Adelige und Gemeine, welche durch Liederlichkeit in ihrer Heimath herabgekommen, oder verjagt worden waren, zu ihnen gesellten. Man brach also unter der Anführung Procops auf, und das Loos traf Meissen. „Die Gegenden um Pirna und Dippoldswalde wurden allenthalben verwüstet; die Altstadt Dresden in die Asche gelegt, die Bergwerke zu Scharfenberg verdorben, die Städte Strehla, Belgern und die Vorstädte von Torgau verbrannt, das Land bis Magdeburg weit und breit ausge-

plündert und verheert. Hierauf schlugen die Böhmen über die Elbe eine Schiffbrücke, und rückten in die Mark und in die Lausitz. Sie eroberten Guben (an der Neiß) mit Sturm, und machten alles, was Leben hatte, nieder. Die Städte Görliz und Bauzen aber vertheidigten sich tapfer."

1430. „Nachdem sie also Meissen, Sachsen, Brandenburg und die Lausitz geplündert, und überall Merkmale ihrer Barbarei hinterlassen hatten, kehrten sie nach Böhmen zurück. Sie brachten 220 mit Raub beladene Wagen, und eine große Anzahl vornehmer Gefangenen mit sich. Die Hussiten, welche zu Haus geblieben waren, erstaunten über die Beute, die ihre Brüder nach Hause brachten. Dieser glückliche Zug erweckte bei ihnen die Lust, ihr Glück ebenfalls zu versuchen. Sie versammelten sich also bei Prag auf dem weissen Berg. Eine große Menge Volkes lief aus allen Kreisen zusammen. Da sie nun 52000 Mann zu Fuß, 20000 Mann zu Pferd stark, und mit 3000 Kriegswägen versehen waren, erwählten sie ihren Procop wieder zum Heerführer, dem sie noch zwei Ritter zutheilten. Sie berathschlagten sich acht Tage lang, wo sie einbrechen sollten; denn einige brachten Oesterreich, andere Bayern, andere aber Schlesien und Polen in Vorschlag. Endlich fiel die

Wahl auf die Meißner, denen sie die oftmaligen Einfälle in Böhmen noch nicht vergessen konnten, und sich immer an ihnen zu rächen wünschten. Diese große Armee trat endlich den Zug an. Sie lagerten sich theils vor Pirna, und theils vor Dresden, richteten schreckliche Verwüstungen im umliegenden Land an, verbrannten die Oerter Koldiz, Döbeln und andere. Sie ermordeten alles, was ihnen in die Hände fiel. Die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg rückten ihnen mit einem Heere entgegen, und lagerten sich bei Kolberg; allein die Böhmen vertrieben sie, nahmen Kolberg ein, und verbrannten es. Dann wollte sich Johann Polenz mit seinen Völkern den Hussiten widersetzen; allein sie schlugen ihn bei Grimma aufs Haupt, wo viele vornehme Sachsen das Leben einbüßten. Nach dieser Niederlage brannten die Leipziger ihre Vorstädte ab, weil sie glaubten, einen Besuch von den Böhmen zu bekommen. Diese wandten sich aber nach Altenburg, eroberten die Stadt und das Schloß mit Sturm, hieben alles, ohne Unterschied, nieder, plünderten die Stadt aus, und machten sie zu einem Steinhaufen. Von hier setzten sie ihren Zug nach Plauen fort. Auf dem Wege verbrannten sie das Kloster Zelle, eroberten viele feste Oerter, als Schmollen, Krinnitsch, Werda,

Reichenbach, Auerbach und Oelsnitz, die sie alle verwüsteten, und in die Asche legten. Sie griffen die Stadt und Festung Plauen mit solcher Wuth an, daß sie beides im ersten Anlaufe überstiegen, und mit Sturm eroberten. Sie tödteten über 700 Mann in der ersten Hitze, und warfen sie über die Mauer; sie schleppten die vornehmsten Einwohner mit sich fort, und steckten den Ort in Brand. Sie setzten sodann ihren fürchterlichen Marsch gegen Franken fort, nahmen die Städte Hof, Culmbach, Bayreuth, Holfeld, Wunsiedel, Berneck und andere mehr, weg, plünderten sie rein aus, und verbrannten sie. Die Städte Bamberg, Nürnberg, Amberg fürchteten ein gleiches Schicksal. Um dieses von sich abzuwenden, schickten sie Abgeordnete an die Böhmen, und trugen ihnen große Summen Geldes an. Diese ließen sich also mit 45000 Goldgulden besänftigen, und versprachen, daß sie in Franken keine Feindseligkeiten und Verwüstungen mehr ausüben wollten. Hingegen schickten sie noch einige Haufen nach Bayern, verheerten das Land bis an die Thore von Regensburg, und setzten ganz Deutschland in Schrecken. Man versammelte hie und da einige Völker, um den Böhmen Einhalt zu thun, allein Niemand hatte das Herz, sie anzugreifen; denn die Schwärmerei hatte sie wild, und die Wild-

heit unüberwindlich gemacht. Nachdem sie also über hundert Städte, Festungen und Schlösser eingenommen, geplündert, verwüstet und in die Asche gelegt hatten, und mit den Einwohnern, besonders den Geistlichen und Mönchen, sehr grausam umgegangen waren, kehrten sie über Eger, wo sie noch die Vorstädte anzündeten, und sich 1700 Goldgulden zahlen ließen, nach Böhmen zurück. Sie hatten ihre dreitausend Wägen, die sie mit sich führten, so schwer mit der Beute beladen, daß sie zu zwölf, auch vierzehn Pferde daran spannen mußten, um sie fortzuschleppen *)."

Bei solchen Fortschritten, beständigen Kriegsübungen und Verhärtungen der Hussiten war für sie von dem bevorstehenden Feldzug der Deutschen wohl wenig zu fürchten, und der Ausgang war wieder leicht vorherzusehen. Bei einem noch im vorigen Jahre veranstalteten Zusammentritte deutscher Fürsten zu Preßburg konnten diese dem anwesenden Kaiser nicht einmal verbürgen, ob sich, wenn auch wirklich ein neuer Feldzug beschlossen würde, alle Stände zu einem allgemeinen Landfrieden verstehen, und geloben würden, während des Feldzuges wider die Böhmen die Fehden einzustellen, in

---

*) Pelzel.

denen sie unaufhörlich unter sich verwickelt waren. Und als jetzt K. Sigmund in solcher Absicht wirklich nach Nürnberg gekommen und (weil er viele Fürsten daselbst nicht mehr antraf, indem er einige Tage später, als er sich ansagte, kam) sogar an verschiedene Höfe herumgereiset war, konnte er nur allgemeine Versprechungen des Friedens, und die Verordnung zu Stande bringen, daß von denjenigen Ständen, welche den Zug wirklich mitmachen würden, während desselben keiner befehdet werden sollte.

1431. Aber die Feierlichkeiten, mit welchen der neue Feldzug von den nach Nürnberg zurückgekehrten Fürsten endlich beschlossen und eröffnet wurde, waren, nach deutscher Art, wieder desto prachtvoller. Es kam wieder ein päbstlicher Legat, der Kardinal Julian, mit einer Kreuzbulle nach Deutschland, und dieser übernahm in der St. Sebaldskirche zu Nürnberg bei einem feierlichen Hochamt aus der Hand des Kaisers das Reichsschwert, und übergab es dem zum obersten Reichsfeldherrn ernannten Kurfürsten, Friedrich von Brandenburg, unter vielen Gebeten und Segnungen. Viele andere Fürsten erhielten geweihte Paniere und Fahnen; und nicht weniger prächtig gerüstet, zahlreich und stattlich anzusehen war das Heer selbst, das von den Ständen, ge-

mäß des ihnen gemachten Anschlages, gestellt wurde; es zählte 40,000 Mann zu Pferd, 90,000 zu Fuß, führte 9000 Wagen, eine verhältnißmäßige Anzahl Kanonen, und einen Ueberfluß der besten Feldgeräthe mit sich. Der Kardinal Julian, die Kurfürsten von Köln und Sachsen, die brandenburgischen Prinzen Johann und Albrecht, Söhne Friedrichs, die Herzoge von Bayern, Albrecht und Christoph, der Pfalzgraf Johann, die Landgrafen von Thüringen und Hessen, die Bischöfe von Bamberg, Würzburg und Eichstädt, nebst vielen andern, befanden sich an der Spitze ihrer Truppen, denen nichts fehlte, als jener rasende Geist eines unbeschreiblichen Grimms, der nur einem solchen Heere, wie das hussitische war, eigen seyn konnte. — Dieses bestand dießmal aus 50,000 Mann zu Fuß, 5000 zu Pferd, 3600 Wagen, und vielen Kanonen, und hatte Procop den Großen zum Anführer. Procop hatte, während sich die Armeen zusammenzogen, mit dem Kaiser, der die böhmischen Stände, um mit ihnen zu unterhandeln, nach Eger einlud, noch eine Unterredung, nach welcher er aber unzufriedener, als er ankam, zurückkehrte, und sogleich die ernsthaftesten Anstalten wider die Reichsarmee traf. Diese zeichnete sich, wie bei dem letzten Zug, so lange keine bewaffneten Böhmen zu

sehen waren, durch Sengen und Brennen aus, und bloß die Kreuzsoldaten des Kardinal Julian verbrannten bei zweihundert Dörfer, betrugen sich aber auch, wie bei dem letzten Feldzug, sobald es zum Ernst kam. Den 14. August erschien das Heer der Böhmen, und die Deutschen, deren Hauptarmee bei Tauß versammelt war, stürzten sich in die Flucht; und warfen, um desto schneller laufen zu können, alle Waffen von sich, und zerrissen ihre Fahnen. Der Kardinal Julian hielt sich noch bei Riesenburg, einem von Tauß dreiviertel Stund entfernten Ort, einen Augenblick mit den Seinigen, die aber beim ersten Anblick der Böhmen ebenfalls ausrissen. Alle Feldgeräthe, 3000 schwer beladene Wägen, nebst andern unsäglichen Kostbarkeiten, 150 schwere Kanonen, nebst allem Pulver, blieben auf dem Schlachtfelde für die Böhmen stehen, welche, gleichsam im Scherz, alles vorgefundene Pulver abbrannten, um durch einen fürchterlichen Knall die Flucht der Deutschen noch mehr zu beflügeln, und sich das Todschlagen derselben zu ersparen. Sie erschlugen gleichwohl bei 12000, indem sie keinem, den sie erreichten, Pardon gaben, und jagten sie nach Deutschland zurück, wo sie in der entsetzlichsten Unordnung ankamen, und, wie gewöhnlich, sich einander wechselweise mit Beschuldigungen und

Vorwürfen überhäuften. Auch der Herzog Albrecht von Oesterreich, der zu gleicher Zeit von einer andern Seite in Böhmen eingefallen war, zog sich eilfertig nach Mähren zurück, wo er über 500 Dörfer in Brand steckte, viele Städte erstürmte, plünderte, den größten Theil der Einwohner niedermachte, und dem Rest der Stände das Versprechen, sich nach dem Ausspruche der Kirchenversammlung zu Basel fügen zu wollen, abnöthigte.

1432. Die Folgen dieser Begebenheiten waren leicht vorherzusehen. Beinahe alle angrenzenden Länder, Oesterreich, Ungarn, Mähren, Schlesien, Brandenburg, die Lausitz, Meissen, Sachsen, das Voigtland, Bayern wurden geplündert, und zum Theil verwüstet. Procop der Kleine jagte den Herzog Albert aus Mähren, und verfolgte ihn bis an die Donau; stürmte dann, indem sich Procop der Große (der indessen die Sachsen, welche bis Saatz vorgerückt waren, aus Böhmen zurückgetrieben, nach Schlesien einen Einfall gemacht, und die Stadt und das Schloß Troppau verbrannt hatte) mit ihm vereinigte, nach Ungarn, und plünderte, sengte und brannte bis jenseits der Waag. Einige Schlappen, welche die Hussiten hier sowohl als in Oesterreich litten, brachten sie auf den Entschluß, durch die Lausitz nach der Mark Brandenburg

zu eilen, wo sie längs der Oder alle offenen Oerter, bis Küstrin, mit Feuer und Schwert verheerten, sich dann, nachdem sie hie und da Schläge bekamen, nach Mähren zurückzogen, und den Brünnerkreis verwüsteten. Procop der Große zog sich nach Schlesien, wo er die Stadt Breslau eroberte und brandschatzte, und von da nach Sachsen, wo er bei Taucha eine Armee der Bayern und Sachsen schlug, und sich für einen zweijährigen Frieden 9000 Dukaten bezahlen ließ. — Im folgenden Jahre „bot ein anderer Feldherr, Johann Czapeck, dem König von Polen seinen Beistand wider die Preussen an, und zog hierauf mit 8000 Waisen, und 350 Kriegswägen in die neue Mark Brandenburg, welche damals den deutschen Rittern, als Oberherren von Preussen, gehörte. Er verheerte das Land, nahm viele feste Städte ein, und verbrannte das Kloster Oliwa. Er belagerte Danzig, und zerstörte den Seehafen. Die Böhmen schöpften aus dem baltischen Meere Wasser, und brachten es ihren Landsleuten, zum Zeichen, wie weit sie gekommen wären, mit *).“ — Es hatte das Ansehen, als sollte, wenn es noch einige Jahre so fortgienge, ganz Deutschland zu Trümmern gehen.

---

*) Pelzel.

Aber so weit mußte es auch kommen, wenn es endlich zur Annahme ruhigerer und klügerer Maßregeln unter den Deutschen und mit den Böhmen kommen sollte. Unter diesen waren viele ansehnliche Vornehme und Gemeine, welche sich niemals von der katholischen Kirche getrennt, und unzählige Irregeführte, welche allein über die Verbrennung des Huß und Hieronymus, und über das Benehmen des Kaisers Sigmund erbittert, und übrigens sich selbst keiner gründlichen Ursache bewußt waren, wegen der sie sich getrennt hatten. Auch selbst die eigentlichen Hussiten waren in eine Menge verschiedener Sekten getheilt. Die Einwohner der Altstadt Prag nahmen die vier Prager-Artikel und das heilige Abendmahl unter beiden Gestalten zum Grunde ihrer Religion. Sie hielten den Gottesdienst nach Art der römischen Kirche im Meßgewande; doch verwarfen sie die Bilder der Heiligen, und reichten das heil. Abendmahl den neugebornen Kindern. Sie hielten nichts auf die Einweihung der Kleider, Gefäße, Kerzen und Palmzweige, und opferten nichts beim Altar. Die Priester der Waisen, zu denen die Neustädter gehörten, legten bei der Messe nur die Albe und die Stole an, lasen nichts als die Epistel, das Evangelium und den Kanon; consecrirten überall und zu jeder Zeit nach Be-

lieben, und zerstörten daher Klöster und Kirchen. Die Priester der Taboriten trugen lange Bärte, bedienten sich beim Gottesdienste keiner geistlichen Kleidung, verwarfen die Ohrenbeicht, consecrirten überall, und theilten das heil. Abendmahl täglich unter beiden Gestalten ihren Anhängern aus, welche dabei das Vater unser beteten, und den entblößten Säbel in der Hand hielten. Sie verwarfen die Fasten, die Wallfahrten, Brüderschaften, das Opfer und Gebet für die Verstorbenen, die geweihten Kirchhöfe, und alles Mönchswesen u. s. w. Alle diese Leute schrieen, so oft man ihnen ihre Ausschweifungen vorwarf, zusammen, daß man sie nicht mit Feuer und Schwert behandeln, sondern daß man ihre Zweifel und Einwendungen hören, und darauf friedlich antworten sollte. Hierauf begann man endlich katholischer Seits den ernstlichen Bedacht zu nehmen, als mit dem J. 1431 eine allgemeine Kirchenversammlung zu Basel eröffnet wurde. Der Kardinal Julian, welcher mit den Böhmen durch persönlichen Umgang näher bekannt geworden, und persönlich nach Basel gekommen war, brachte den Vorschlag auf die Bahn, und setzte ihn mit seiner hinreissenden Beredsamkeit durch, daß man die Böhmen zur persönlichen Erscheinung auf der Kirchenversammlung freundschaftlich einladen,

und ihnen alle mögliche Zusicherungen geben sollte, daß sie, ohne alle Gefahr ihrer persönlichen Sicherheit über alle Punkte, welche ihnen am Herzen lägen, ruhig, und so wie sie es verlangen würden, gehört werden sollten. Daß es den versammelten Vätern ein wirklicher Ernst war, läßt sich daraus abnehmen, daß sie, als ihre erste Abordnung, welche sie nach Böhmen machten, sogleich abgewiesen wurde, eine zweite Abordnung dahin sandten, welche alles Mögliche that, um die Böhmen von den aufrichtigen Gesinnungen der Kirchenversammlung zu überzeugen. Ein großer Theil der Böhmen hatte längst gewünscht, daß eine solche Unterhandlung zu Stand kommen möchte; aber sie waren, wie alle übrigen insgesammt, äußerst vorsichtig und mißtrauisch. Sie schickten erst, um die Denkungsart der Väter ausforschen zu lassen, zwei Deputirte nach Basel, welche sehr vergnügt zurückkamen, und machten in gleicher Absicht eine Abordnung nach Eger, wo sie der Kurfürst Friedrich von Brandenburg beredete, auf einem förmlichen Landtage hierüber einen Beschluß zu fassen, welcher durch die Vorstellungen Meinhards von Neuhaus wirklich zu Stande kam. Die gelehrtesten, beredtesten und ansehnlichsten Männer sowohl vom geistlichen als weltlichen Stande, wurden zur Abordnung

ausgesucht, und sie begaben sich, unter der Begleitung von dreihundert der auserlesensten böhmischen Ritter, auf den Weg, Procop der Große war an ihrer Spitze.

1433. Wo sie durchzogen, wurden sie mit großen Freuden= und Ehrenbezeugungen eingeholt und empfangen, und viele ansehnliche Männer geistlichen und weltlichen Standes schloßen sich an sie an. Aus Basel, wo sie am Tage der heil. drei Könige ankamen, zogen ihnen viele tausend Einwohner entgegen, und Jedermann war begierig, die berühmten Helden, welche der vieljährige Ruf so fürchterlich geschildert hatte, zu sehen; vorzüglich waren die Augen aller Menschen auf den großen Procop, den Schrecken der Deutschen, den Besieger so vieler Heere, den unwiderstehlichen Bestürmer so vieler Städte, gerichtet. Man betrachtete ihn mit Ehrfurcht und Erstaunen, und tausend Stimmen riefen, als er vorüberzog: „das ist Er! das ist der Mann, der die Taboriten angeführt, und, wo er ankam, gesiegt hat. Die Väter der Kirchenversammlung empfiengen ihn und sein Gefolg nicht minder mit allem Ausdruck von Anstand und Achtung, und der Kardinal Julian hielt an dasselbe eine feierliche Rede, wodurch er sie ermahnte, alle leidenschaftlichen Ausbrüche und Erinnerungen an das Vergangene bei Seite zu setzen, mit

weiser Ruhe und Unpartheilichkeit die Berathschlagungen vorzunehmen, und der Vereinigung mit der Kirche, wenigstens unbefangen, die Hände zu bieten. Bei den wechselseitigen Erklärungen bemerkten beide Theile mit Verwunderung, daß sie in vielen Hauptsachen und wesentlichen Grundsätzen bei weitem nicht so sehr, als sie sichs vorgestellt hatten, entfernt wären; aber auf dem Wege des Disputirens, wo am Ende gewöhnlich eine ungestüme Heftigkeit an die Stelle der ruhigen Ueberlegung trat, war gleichwohl wenig ausgerichtet. Die hussitischen Feldherren und Gelehrten, unter denen Procop der Große nicht selten das Wort, mit dem ihm eigenen Ungestüm führte, verharrten auf den vier Pragerartikeln unabweichlich, und nach einem fünfzigtägigen Disputiren, und vielen Privatunterredungen stand man am Ende noch immer, wo man anfangs ausgegangen war; aber was die Väter zu Basel mit ihren Gründen nicht durchsetzten, hofften sie mit Güte und freundlicher Nachgiebigkeit bewirken zu können. Man entließ die böhmischen Abgeordneten, welche sich im April von Basel nach Prag zurückbegaben, mit den einnehmendsten Aeußerungen aufrichtigen Wohlwollens; und schickte von Seite der Kirchenversammlung eine zahlreiche Gesandtschaft, an deren Spitze sich der Protektor derselben, Her-

zog Wilhelm IV. von Bayern, befand, nach Prag, wo man nach allen den Höflichkeiten, mit denen die böhmischen Abgeordneten zu Basel behandelt wurden, nicht umhin konnte, nunmehr auch den Abgeordneten der Väter von Basel mit gleicher Freundlichkeit in die Augen zu sehen. Viele tausend Böhmen sehnten sich im Grunde des Herzens nach der Beendigung eines Krieges, durch welchen der Feldbau, die Handlung, jeder Zweig der Nahrung und die öffentliche Ordnung und Sicherheit gänzlich darnieder lag; und wiewohl man sich durch einige, neuerdings zu Prag gehaltene, Disputationen wieder um nichts näher kam, so äußerte doch ein großer Theil der Böhmen den heissen Wunsch, sich mit der Kirche vereinigen zu können, und diese schickten, als ihnen die Basler Gesandten einige Hoffnung machten, daß ihnen die Kirchenversammlung zuversichtlich etwas von den Pragerartikeln bewilligen würde, sogleich einige Theologen nach Basel zurück, die letzte Erklärung derselben zu Stande zu bringen. Ihre Erwartungen kamen in Erfüllung. Die Kirchenversammlung gestand ihnen von den vier Pragerartikeln so vieles, als zu ihrer Beruhigung hinlänglich war, zu, doch mit vielen Zusätzen, Einschränkungen und Erläuterungen, welche den Namen Verträge, oder Compac-

tate erhielten, und welche z. B. die Priester in Böhmen und Mähren, die der Austheilung des Abendmahles unter beiden Gestalten zugethan waren, verbindlich machten, einer solchen Austheilung allemal die Lehre und Erinnerung an das Volk, daß der Empfang des Abendmahls nicht nothwendig unter beiden Gestalten geschehen müßte, vorangehen zu lassen. Der größte Theil der Böhmen beruhigte sich mit dieser Bewilligung der Kirchenversammlung, und trat mit einer unaussprechlichen Freude in den Schoos der Kirche zurück.

Aber die Unruhen in Böhmen wurden dadurch so wenig unterdrückt, daß nunmehr der Krieg eine ganz neue Gestalt bekam, wobei es das Ansehen hatte, als sollte ganz Böhmen zu Grunde gehen. Die meisten böhmischen Stände, Ritter und Herren hielten sich an die Compacten, indessen die Taboriten und Waisen, welche unter den Befehlen der beiden Procope standen, nichts davon hören wollten. Es sollten also jetzt mit vollen Ernste Böhmen wider Böhmen fechten. Procop der Große machte unverzüglich den Anfang, und belagerte die Stadt Pilsen, deren Einwohner ständisch gesinnet waren. Die Besatzung dieser Stadt bestand kaum aus 600 Bürgern, und einigen Rittern, die sich untereinander verschworen, alle Gefahren und Unglücksfälle stand-

haft auszuhalten, und lieber unter dem Schutte zu sterben, als sich zu ergeben. Procop, der bisher überall zu siegen gewohnt war, versuchte und wagte alles Mögliche, und wurde wie rasend, als er das Erstemal das Eintreten eines ungewöhnlichen fremden Muthes, und eines neuen Gemeingeistes bemerkte. Ein anderer Unfall brachte ihn noch mehr auf. Da er die ganze Gegend um Pilsen verwüstet, und keine Zufuhr von Lebensmitteln zu hoffen hatte, schickte er (im September) 2000 Mann nach Bayern und der Oberpfalz, welche einige Tage hindurch sengten, brennten und mordeten, alles Vieh und Getreid mit sich schleppten, und mit der Beute zurückkehrten; allein der bayerische Herzog und Pfalzgraf Johann, (Sohn des Kaisers Rupert) welcher damals zu Neuburg vor dem Walde mit seinem Sohne Christoph sich aufhielt, versammelte in der Eile 200 Bauern nebst einigen Edelleuten, überfiel das böhmische Heer in einem Thale, und erschlug es bis auf 140 Mann, bei deren Ankunft vor Pilsen sich die Feldherren des Procop, auf den sie die Schuld dieses Unfalles schoben, so heftig entrüsteten, daß sie sich bei einer Mahlzeit die Gläser an die Köpfe warfen. Ihr Unmuth stieg aufs höchste, als die Stadt Pilsen, ungeachtet sie mit 36,000 Mann eingeschlossen war, zu zweien Malen durch die

tapfere Geschicklichkeit des Przibik von Klenowa einen beträchtlichen Vorrath von Lebensmitteln erhielt.

1434. Die böhmischen Stände hatten indessen nicht minder treffliche Vorkehrungen veranstaltet. Sie hatten einen wegen seiner Rechtschaffenheit bekannten Ritter zum Statthalter des Königreichs gewählt, und ihm vier Herren, worunter der tapfere und verständige Meinhard von Neuhaus war, als Räthe beigesellt. Dieser Meinhard hatte auch die Anführung des ständischen Heeres übernommen, zu welchem aus allen Gegenden Landleute herbeigeeilt, und sogleich über die Neustädter zu Prag, welche sich unter der Anführung Procop des Kleinen zur Wehre gesetzt hatten, hergefallen, und überall glücklich waren. Meinhard rückte hierauf mit seinem Heere ins freie Feld, und war voll Zuversicht auf den Muth, welcher dasselbe beseelte. Ganz Europa sah mit bangen Wünschen dem Ausgange einer Schlacht entgegen, welche den von Millionen Menschen so lange erwarteten Frieden herbeiführen, oder ein unabsehbares Elend nach sich ziehen würde.

Sobald Procop der Große von der Sammlung einer ständischen Armee, und den glücklichen Unternehmungen derselben in Prag Nachricht erhielt, verließ er die Stadt Pilsen,

welche er in das zehnte Monat vergeblich belagert hatte, mit einem solchen Ausbruche von Wuth und Grimm, daß er sein eigenes ganzes Lager mit allen Kranken und Verwundeten verbrannte, und mit schrecklichen Ausrufungen drohte, den ganzen böhmischen Adel ausrotten, und alle Länder, welche sich um denselben, und um den König angenommen hatten, verheeren zu wollen. Procop der Kleine, und alle übrigen an Kriegskunst und Muth berühmten, und allenthalben gefürchteten Anführer befanden sich bei seinem Heere, das sich durch seine vielen Siege des Kriegsglückes für immer bemächtigt zu haben schien. Fast alle königlichen Städte (Prag, Pilsen und Melnik ausgenommen) suchten aus Furcht vor Verfolgungen seine Freundschaft, und schickten ihm unaufhörlich neue Verstärkungen zu. Sein Fortrücken vereinigte in sich alles, was seine vorigen Züge Grausames, Schreckliches, Unmenschliches enthielten. Er fand fast überall verlassene Oerter, aus denen sich die erschreckten Einwohner geflüchtet hatten, und ließ Wüsteneien nach sich. Meinhard von Neuhaus zog ihm mit gesetzter Ruhe, und mit einem mäßigen Heere, das 10,000 Mann zu Fuß, 1000 zu Pferd, und 700 Kriegswägen zählte, entgegen. Am 30. Mai griff er das ihm weit überlegene Heer, das bei Lipan stand,

an. Er näherte sich der feindlichen Wagenburg, in deren künstlichen Anordnung der größte Vortheil des feindlichen Heeres bestand, und gab bei dem ersten Geschrei der Taboriten und Waisen seinen Truppen ein Zeichen zum allgemeinen, fluchtähnlichen Rückzug; zog sich auch eilfertigst, aber in wohlgeschlossenen Reihen, in die weiten Ebenen zurück. Die Taboriten stürzten ihm nach, und hielten das wirklich für Flucht, was Verstellung und Kunst war. Das kleine Heer, welches auf der Flucht begriffen zu seyn schien, wandte sich plötzlich, und rückte wider die vermeinten Sieger mit einer Zuversicht und Entschlossenheit an, über deren ganz ungewohnten Anblick sich diese entsetzten und flohen, und zurück in ihre Wagenburg flüchteten, in welche Freund und Feind zu gleicher Zeit eindrang. Die Unordnung, welche sich im Heere der Taboriten allenthalben einfand, und der Schrecken, der sich ihrer bemeisterte, entschied in kurzer Zeit die fürchterliche Schlacht. Procop der Große war ausser sich vor Scham, Wuth und Verzweiflung. Er begriff nicht, wie das alles kam, was er sah, und geberdete sich, als glaubte er, von einem schrecklichen Traumbild ergriffen worden zu seyn. Er floh nicht, sondern stand, und sah rasend und tobend dem gräßlichen Schauspiele zu. Zuletzt rief und sammelte er die

berühmtesten seiner sieggewohnten Feldherrn um sich her, riß sie in das dickste Gedräng seiner Feinde mit sich fort, und erfüllte mit Erschlagenen die Bahn, wo er durchriß. Nichts widerstand seinen, und seiner Begleiter mächtigen Hieben, und es schien, als würde er mit seinem kleinen Haufen das ganze ständische Heer aufreiben, als er endlich von der gewaltigen Anstrengung ganz erschöpft und halb ohnmächtig dem Eindringen der ständischen Ritter sich preis gab, und unter ihren Schwertern sank. So fielen um ihn herum auch Procop der Kleine, und die übrigen Heerführer, unter gräßlichen Wunden, übrigens als Kriegshelden, mit gleichen Ansprüchen auf jene Lobpreisungen, mit welchen manche klassische Schriftsteller, zumal Dichter des Alterthums, die Kriegshelden der Vorwelt, nicht selten bloß wegen ihrer Geschicklichkeit im Verheeren und Morden verewigt, und mit welchen sie über wahre Ehre, und den Werth menschlicher Handlungen, Begriffe und Vorstellungen in eine Achtung gesetzt haben, worüber der gesunde Menschenverstand klagt, und worüber, von Zeit zu Zeit, die Sicherheit und Ruhe der Fürsten, und das Wohl friedlicher Völker gekränkt und zerstört wird. — Nach dieser Schlacht theilte sich das ständische Heer, und zog auf die Städte und Flecken, wo noch Ta=

boriten waren, los. Man bemeisterte sich ihrer ohne ein weiteres außerordentliches Blutvergießen, begnügte sich aber nicht damit, sie zu überwinden, sondern, da sie meistens aus Leuten bestanden, welchen das Herumziehen, Mordbrennen, Plündern und Straßenrauben zur andern Natur geworden war, beschloß man, so viel es möglich seyn würde, sie auszurotten. In solcher Absicht ließ Meinhard von Neuhaus ausrufen, daß er den Krieg wider die benachbarten Länder, deren Fürsten sich in die böhmischen Händel gemischt hätten, fortsetzen, und daß er seine Truppen ordentlich löhnen, unter dieselben aber keine Bauern, als welche zu ihrem Hause und Felde zurückkehren sollten, sondern die krieggewohnten Taboriten und Waisen gebrauchen wollte. Diese fanden sich auch sogleich bei ihm ein, viele tausend an der Zahl, schwarzgelbe, von Hitze und Staub und Wind abgehärtete und verwilderte Leute, scheußliche und von Ansehen fürchterliche Gestalten, mit verwachsenem Haupthaar und Bart, feuerigen und entsetzlichen unempfindlichen Gliedern. So standen sie vor ihm, und erwarteten, wohin er sie führen würde. Man vertheilte sie, ohne daß sie seine Absicht ahneten, in viele Hütten und Scheunen, verschloß dieselben, und setzte sie in Flammen.

1435. Und nun endlich willigte auch K. Sigmund in die Forderungen der ständischen Abgeordneten, welche er nach seiner Zurückkunft aus Italien zuerst zu Regensburg gütig empfieng, und nachher zu Brünn in Mähren, wohin sie die von den Ständen verabredeten Friedensartikel überbrachten, mit Geschenken und Freundschaftsbezeugungen überhäufte. Er bestätigte ihnen nicht nur die vier Pragerartikel, wie dieselben die Kirchenversammlung zu Basel bewilligt hatte, sondern räumte ihnen noch viele andere gewünschte Freiheiten, und unter diesen die Erlaubniß ein, sich selbst einen Erzbischof nach Belieben zu wählen, wozu dann unverzüglich Johann Rokyczana gewählt wurde, welcher sich durch seine eifrigen und geschickten Verwendungen um die Wiederherstellung des allgemeinen Friedens und durch ausgezeichnete Verdienste das Zutrauen seiner Nation erworben hat.

1436. Die gänzliche Vollziehung des Geschäftes, die wechselseitige Beschwörung und Auswechslung der gesetzmäßigen Verschreibungen und die vollkommene Wiederversöhnung gieng endlich in Beiseyn der vornehmsten Personen aus allen drei Ständen, und beinahe des ganzen böhmischen und mährischen Adels, der Abgeordneten der Kirchenversammlung zu Basel, dann eines päbstlichen Legaten, und

des Herzogs Albrecht von Oesterreich, welcher mit dem Kaiser, als dessen Schwiegersohn, alles mitbeschwor, zu Iglau vor sich. Die Versammlung erhob sich hierauf nach Prag, wo Sigmund den 25. Aug. seinen feierlichen Einzug hielt, unter einem lauten Zujauchzen des in unbeschreiblicher Menge herbeigeströmten Volkes, das jetzt nicht nur alles überstandene Elend, sondern auch die Erinnerung, wie leicht dasselbe hätte vermieden werden können, vergaß, nur auf den König, der sich auf dem Altstädter-Markt von den Ständen huldigen ließ, sah, und nicht aufhören konnte, ihn zu grüßen, und zu segnen. Das ganze Königreich (die Stadt Königsgräz, und einen gewissen Herrn Rohacz von Duba, welche noch erst bezwungen werden mußten, ausgenommen) feierte mit einem unnennbaren Jubel die Versöhnung, und das Daseyn des Königs.

Wir wollen nun sehen, welchen Fortgang die Kirchenverbesserung auf der Versammlung zu Konstanz genommen, und wie sich dieser höchst wichtige Gegenstand überhaupt entwickelt hat. Die gänzliche Berichtigung desselben lag

dem K. Sigmund, so wie der ganzen deutschen Nation, so sehr am Herzen, daß man von jenem sagte, er habe sich des Huß darum nicht eifriger angenommen, weil er fürchtete, die Väter möchten, wenn er auf der Loslassung des Huß unabweichlich bestände, vollends auseinander gehen, wo dann die Berathschlagungen wegen der gewünschten Verbesserungen unterblieben wären, diese aber sich gar nicht vorstellen konnte, wie sie dießmal nicht gehört werden, und wie endlich zur Herstellung einer Kirchenverfassung, von welcher die Ruhe Deutschlands, ja aller Gläubigen, so unmittelbar abhieng, nicht selbst von dem höchsten Haupte der Kirche, und deren Glieder aller Vorschub geschehen sollte. Auch die übrigen Nationen nährten die nämlichen Gesinnungen und Erwartungen. Die ganze Sache beträfe im Grunde, meinten sie, zeitliche Dinge, zeitliche Vortheile, Einkünfte, Vorrechte, welche mit den wesentlichen Lehren der christkatholischen Religion an und für sich nichts gemein hätten, sondern welche sich unter dem Schein derselben durch mißverstandene Grundsätze, und durch fromme Nachgiebigkeiten der Gläubigen nach und nach eingeschlichen, aber bis zu einem ungeheuern Grade von Unzulässigkeit vermehrt hätten. Wir haben gehört, welches Ansehen der päbstliche Stuhl unter einigen Päb-

sten auch in bloß zeitlichen Dingen über die glaubige Welt erhielt, und wie im Fortlaufe der Zeiten durch übertriebene, aber herrschende Lehren, die Meinung zum Vorschein kam, daß der Pabst, als höchster Hirt der Gläubigen, auch der höchste Oberaufseher aller Zeitlichkeit, als welche dem geistlichen Wesen untergeordnet wäre, und vor allem der allgemeine Besorger und Verwalter aller Kirchengüter sey. Die Unermeßlichkeit der Geschäfte, welche sich von Rom aus in alle Welttheile erstrecken sollten, zog natürlicher Weise einen erstaunlichen Anwuchs von Gerichtsstellen, und von Personen, welche bei den Kurien in Rom angestellt und ernährt werden mußten, und eine Art von majestätischer Pracht bei der päbstlichen Hofhaltung nach sich, wozu die gewöhnlichen Einkünfte, welche aus den, wiewohl sehr gesegneten, päbstlichen Ländern floßen, nicht mehr hinreichen wollten. Der Glanz dieser letztern schien sogar durch die allgemeinen Beispiele der hohen Geistlichkeit in andern Ländern, zumal in Deutschland, wo Kaiser Otto I. aus einer schlauen, wiewohl mißlungenen, Hofpolitik, die geistlichen Oberhirten zugleich zu weltlichen Reichsfürsten ernannte, zum Miteifer gereizt, und gleichsam gerechtfertigt zu werden, indem an diesen fürstbischöflichen Höfen der Aufwand, wegen des äußern An=

sehens und köstlichen Prachtlebens, außerordentlich gestiegen, aber auch von mehr als einem Kaiser als eine höchst unglückliche Quelle des Religions- und Sittenverfalls gerüget, und bejammert worden ist. Die Kurialisten (welche, wenn es um Geld zu thun ist, in aller Welt sinnreich und thätig sind) mögen wohl auch am römischen Hofe manche Einfälle, wie man die Einkünfte desselben vermehren, und die päbstliche Kammer bereichern könne, von Zeit zu Zeit untergelegt haben, indem solche wirklich versucht, und durchgesetzt, und dabei die Widersprüche, welche man sich zuziehen würde, nicht bemerkt wurden. Es hatten nämlich die ältern Kaiser bei dem Hintritte der Geistlichen, welche sie mit den weltlichen Gütern belehnten, und sie in den lebenslänglichen Genuß derselben einsetzten, ein Jus Spolii, Jus Exuviarum, oder das Recht behauptet, sich der Verlassenschaft solcher Geistlichen, aus dem Grunde, weil sie dieselben belehnet hatten, zu bemächtigen, und bis zur neuen Besetzung einer Pfünde, während der Zeit, da sie erledigt stand, auch die indessen fallenden Einkünfte (fructus medii temporis, fructus intermedios) vermöge eben derselben Oberlehensherrschaft (jure Regaliae) an sich zu ziehen. Gleiche oder ähnliche Rechte behaupteten auch andere Lehensherren kleinerer geistlichen

Pfründen unter dem Titel des Anfalls (deportus). Da bei der Ausübung dieser in Uebung gebrachten Rechte auffallende Mißbräuche sich ergaben (so wurde der Genuß der Pfründeinkünfte bis zur Wiederbesetzung derselben oft wieder an andere (Regalarii, Regaliatores) verpachtet, oder verlehnet, und die Wiederbesetzung der Beneficien nicht wenig verzögert), so drangen die Päbste auf die Abstellung und Entsagung dieser Rechte, wie denn Kaiser Otto IV. im Jahre 1209, Kaiser Friedrich II. in den Jahren 1213 und 1220, dann Rudolph I. im Jahre 1275 diese Verzicht wirklich gethan, und andere Kaiser, als Kaiser Ludwig aus Bayern*), dieselbe aus eigenem Antrieb geleistet haben. Nun schritt aber selbst die römische Kurie bald ungleich weiter. Wir haben gehört, mit welcher Inständigkeit die Freiheit der Bischofs- und Aebtewahlen von dem römischen Hofe betrieben worden, und daß endlich dieselbe unter Pabst Calixt II. im Jahre 1122 wirklich zu Stande gekommen sey; allein da mit dem Fortlaufe der Zeiten in manchen Ländern irrige Glaubenslehren zum Vorschein kamen, so fiengen auch einige Päbste, aus Besorgniß, daß nicht etwa schlimme

---

*) Oefele I. p. 211.

Hirten in den Schafstall der Kirche eindringen möchten, an, erledigte Bisthümer mit bewährten Männern zu besetzen, oder solche den Wählern zu empfehlen. Mit dieser Vorsorge kam es aber durch verschiedene Zusätze endlich so weit, daß von der römischen Kurie allgemeine Reservationen oder Vorbehaltungen auf alle geistlichen Beneficien, Pfarreien, und Ehrenstellen in der Christenheit eingeführt und behauptet, und darauf häufige Anwartschaften (exspectativae) ertheilt werden wollten, wo mitunter freilich auch manche preiswürdige Verordnung aufgestellt wurde; so verordnete z. B. im Jahre 1317 Pabst Johann XXII., daß Niemand zwei Pfründen mehr beisammen haben, sondern daß jeder Besitzer mehrerer Pfründen dieselben bis auf Eine resigniren sollte, wo dann für die Wiederbesetzung der auf solche Weise erledigten Stellen von Rom aus gesorgt werden sollte. Die Verleihungen der geistlichen, größern und kleinern Pfründen, welche von Rom aus geschahen, waren aber noch mit einem andern Umstand verbunden. Man hatte bereits in den ältesten Zeiten unter verschiedenen Titeln gewisse Abgaben von den Besitzern geistlicher Pfründen erhoben, und die Bischöfe forderten in ihren Kirchensprengeln manchmal den halben oder ganzen Ertrag des ersten Jahrs, wobei sie immer

dringende Bedürfnisse, durch welche sie zu einer solchen Forderung veranlaßt würden, aufzubringen wußten. Nun sollten und mußten die Beneficial-Einkünfte des ersten Jahres (Annaten) nach Rom versendet, und schon im Voraus für die Mittheilung einer Pfründe beträchtliche Taxen u. dgl., welche man servitia communia nannte, an die Kurie zu Rom entrichtet werden. Dazu kamen noch bei den Erzbischöfen und eximirten Bischöfen die Taxen für das Pallium, dann bei den Glaubigen überhaupt die Taxen für Dispensationen, Gnadenbriefe, rechtliche Erkenntnisse, und mit einem Worte, die Versendungen beträchtlicher Geldsummen nach Rom aus Deutschland, Frankreich, Spanien, England, Italien, Polen, Dänemark, Schweden, und den übrigen christlichen Reichen und Staaten war so ergiebig, daß man sich gar nicht wunderte, zu hören, daß Pabst Johann XXII., der im J. 1334 zu Avignon starb, achtzehn Millionen Goldgulden an baarem Geld nebst sieben Millionen an kostbaren Geräthschaften hinterließ. So wenig man sich aber darüber wunderte, so sehr befremdete und beklagte man sich über einen Geldausfluß, welcher allen Völkern bald sehr empfindlich fallen mußte. Man war demnach von Seiten der vier Hauptnationen, welche bei der Kirchenversammlung zu Konstanz

erschienen waren, übereingekommen, daß eine Hauptreformation vorgenommen werden sollte; a) wegen der Zahl, der Eigenschaft, und dem Vaterlande der Kardinäle, als wozu nämlich äußerst selten Deutsche genommen wurden; b) wegen der päbstlichen Reservationen; c) wegen der Annaten und andern Taxen am päbstlichen Hofe, die man servitia communia, oder minuta hieß; d) wegen der Vergebung der Beneficien, und der Anwartschaften darauf; e) wegen der Bestätigung der Wahlen; f) wegen derjenigen Prozeßsachen, die an dem römischen Hofe sollen verhandelt werden, oder nicht; g) wegen der Appellation an den römischen Hof; h) von den Aemtern der päbstlichen Kanzlei und der Pönitentiarie; i) von den Exemtionen und Incorporationen, die zur Zeit des Schisma verliehen worden; k) von den Commenden; l) von dem Ertrag der ledig stehenden Kirchen; m) wegen der Unveräußerlichkeit der Güter der römischen Kirche; n) aus was Ursachen, und wie ein Pabst könne corrigirt und abgesetzt werden; o) von der Ausrottung der Simonie; p) von den Dispensationen; q) woher der Pabst und die Kardinäle ihren Unterhalt zu ziehen; r) von den Ablässen; s) von den Zehnten. Zu diesen Gegenständen kamen noch viele andere, welche den Verfall der Kirchenzucht, und der

Sitten unter den Geistlichen, und verschiedene herrschende Mißbräuche und Unordnungen betrafen. Die deutsche Nation, welche bereits vor der Wahl Pabsts Martin V. sich über jegliche Punkte feierlich erklärt hatte, übergab nunmehr demselben ihre Artikel, worin sie ihr Verlangen äußerte, daß, wenn künftig nur achtzehn Kardinäle, wie sie wünschte, oder auch vierundzwanzig seyn sollten, diese aus allen Nationen verhältnißmäßig gewählt werden; daß alle Reservationen (ausser den in corpore Juris enthaltenen) abgethan werden sollten, doch so, daß dem Pabst gleichwohl die Vollmacht verbleibe, diejenigen geistlichen Patronen, welche über fünf Beneficien zu vergeben haben, mit zwei Anwartschaften zu beschweren. Daß die Annaten und andere Taxen nur von den Domkirchen und Abteien, welche dem Pabste unmittelbar unterworfen, wenn sie innerhalb fünf Jahren einmal ledig, und wenn indessen die Päbste nicht zum Besitz der Güter der römischen Kirche wieder gelangt seyn würden, bezahlt werden; daß Klagsachen über weltliche Dinge, und unter weltlichen Personen unter keinem Vorwande (es wäre denn, daß ein Theil den Richter rechtmäßig ablehnte, oder dieser seine Pflicht verletzte, oder ein freiwilliges Verständniß der Partheien vorhanden wäre) nach Rom gezogen; daß Geldsachen,

wenn sie auch für den geistlichen Richter gehören, wenn sie nicht über fünfhundert Goldgulden betrügen, oder Beneficiensachen, welche die Summe von fünfzehn Mark Silber nicht ausmachten, in der ersten Instanz nicht nach Rom sollten gebracht werden können, u. dgl. Ferner sollten die Exemtionen, welche zur Zeit der Kirchenspaltung ertheilt wurden, widerrufen, und ohne eine wahrhaft wichtige Ursache keine mehr ertheilt werden; eben so sollte es mit den Incorporationen an die Klöster und andere Kirchen gehalten werden. — Der Ertrag der erledigten Kirchen sollte den Kirchen und ihren Nachfolgern verbleiben. Die Simonie sollte verboten, Dispensationen nur aus dringenden Ursachen ertheilt, die während der Kirchenspaltung ertheilten Ablässe sollten zurückgenommen, und künftige nur aus den wichtigsten Ursachen ertheilt, Zehnten sollten auf die Geistlichkeit nur mit Einwilligung einer allgemeinen Kirchenversammlung und ebenfalls nur aus den wichtigsten Gründen gelegt werden. — Da Pabst Martin V. nicht umhin konnte, über diese und ähnliche Zumuthungen, mit welchen auch die übrigen Nationen hervorkamen, eine Erklärung zu geben; so folgte diese auch unverweilt, gieng aber in allgemeinen Ausdrücken dahin, daß dem Pabst und den Kardinälen, so lange die Lage der römi=

schen Kirche bliebe, wie sie zur Zeit noch wäre, in Rücksicht ihres Unterhaltes keine eigene Vorsehung zugemuthet, und daß es mit den Beneficien und den Taxen, welche communia Servitia heißen, gleichwohl, wie bisher, gehalten werden müßte. So sollten auch die Annaten bleiben, die Erholung der Einkünfte aber, welche von der ledig stehenden Kirche bis zu ihrer Wiederbesetzung erhoben worden wären, sollte aufhören. Die Ablässe sollten nicht vervielfältigt, die allgemeinen Zehnten sollten auf die Geistlichkeit nur aus höchst wichtigen Ursachen und mit Rath und Einstimmung der Kardinäle und Bischöfe, besondere Provinzialzehnten aber, mit Beiziehung des Raths der Kirchenprälaten verlegt werden u. dgl. Zur Beruhigung der Nationen, welchen diese Zusagen nicht ganz gefallen wollten, schloß Pabst Martin V. mit einer jeden derselben besondere Punkte, oder Concordata ab, wo dann die Concordata für die deutsche Nation insbesondere enthielten: daß die Zahl der Kardinäle nicht über vierundzwanzig gehen, und von allen Nationen verhältnißmäßig gewählt werden; daß die Bischöfe frei gewählt, von dem Pabste nur bestätigt, und von demselben nur aus einer gegründeten und augenscheinlichen Ursache, und mit dem Rathe der Kardinäle ein anderer, der des Bisthumes

würdiger wäre, sollte ernannt werden können. In Rücksicht der übrigen geistlichen Pfründen soll ein Monatwechsel zwischen dem Pabste und dem ordentlichen Lehengeber (Praesentator) eintreten, die vornehmsten Ehrenstellen nach der Bischöflichen in den Domkirchen aber, so wie in den Collegiatkirchen, nicht darunter verstanden, sondern denjenigen, welchen das Lehensrecht zusteht, überlassen werden. Was die Abgaben beträfe, so sollen die Beneficien, welche den Werth von 24 Gulden nach dem Werthe der Kammer nicht übersteigen, frei, sonst aber sollten die Annaten bleiben, wie sie in den Büchern der päbstlichen Kammer angesetzt wären, doch so, daß die Taxen, wo sie zu hoch angesetzt wären, gemindert werden, und die geringern Beneficien, welche den Werth von 24 Gulden nach dem Werthe der Kammer nicht übersteigen, davon ausgenommen seyn sollten. — Diese Erklärungen des Pabstes waren nun freilich nichts weniger, als so beschaffen, daß sie die großen Erwartungen, welche sich die Nation von der Kirchenverbesserung gemacht hatte, hätten befriedigen sollen; allein der Pabst schloß seine Concordata mit der Versicherung, daß die zu Konstanz festgesetzten Punkte nur einzige fünf Jahre noch so verbleiben, und daß, nach dem Verlaufe derselben, eine neue Kirchenversammlung, bei

Staatliche Bibliothek Bamberg

welcher erst die näheren Berichtigungen aller Beschwerden und Anstände in Berathschlagung kommen würden, sollte ausgeschrieben werden; ja, diese Versammlungen sollten von Zeit zu Zeit und zwar längstens alle zehn Jahre wiederholt, und die Wünsche der Nationen in reife Ueberlegung genommen, und alle Irrungen, Mängel und Aergernisse, wo sich welche fänden, vom Grunde aus gehoben werden. Dieser Einfall that die gewünschte Wirkung. Die Nationen waren zwar nicht gesättiget, aber getröstet; und K. Sigmund hatte noch eine Ursache mehr, sich zu beruhigen; er bekam zu einiger Ersetzung des großen Aufwandes, welchen ihm seine Anwesenheit zu Konstanz verursacht hatte, auf ein Jahr lang, den Zehnten von allen Gütern in Deutschland, wie auch im Erzstift Trier, und den Bisthümern Lüttich und Basel. Den 22. April 1418 wurde demnach mit der fünfundvierzigsten Sitzung geschlossen, und diese berühmte Kirchenversammlung, bei welcher 2300 weltliche Herren, über 18000 Prälaten und andere Geistliche, und über 80000 Fremde zugegen waren, gieng auseinander. Pabst Martin ritt, in einem goldenen Meßgewand, mit einer weissen Inful auf dem Haupte, auf einem weissen, mit Scharlach bedeckten Pferd, welches K. Sigmund beim Zaum führte, un-

Staatliche Bibliothek Bamberg

ter einem prächtigen Himmel, zur Stadt hinaus. Die vornehmsten deutschen Fürsten, als der Kurfürst Friedrich von Brandenburg, der Herzog Ludwig von Bayern-Ingolstadt, der Herzog Friedrich von Oesterreich, giengen nebenher, und trugen des Pferdes Decke, und ihnen folgte ein glänzender Aufzug von Fürsten, Grafen und Herren.

Das Versprechen, daß nach fünf Jahren eine weitere Kirchenversammlung gehalten werden sollte, wurde zu feierlich gegeben, als daß es hätte ausgestellt bleiben sollen. Pabst Martin V. schrieb auch kurz nach einander zwei Kirchenversammlungen, eine nach Pavia, eine andere nach Siena, und (da beide nicht vollkommen zu Stande kamen) eine dritte nach Basel aus; allein in eben dem Jahre, in welchem diese letztere eröffnet werden sollte, starb er den 20. Hornung 1431, und sogleich ergaben sich neue Irrungen. Die Väter waren zu Basel bereits versammelt, als vom neuerwählten Pabst Eugen IV. eine Erklärung ankam, daß die Versammlung aufgehoben, und nach Bononien verlegt werden sollte, wodurch sich aber die Versammlung so wenig irre machen ließ, daß dieselbe vielmehr ihre Sitzungen, welche den 14. Dec. 1431 ihren Anfang nahmen, mit Eifer fortsetzte, und den neuen Pabst auf derselben zu erscheinen ermahnte.

Kein Theil schien nachgeben zu wollen, und die Folgen waren noch sehr ungewiß, und schienen betrübt genug werden zu können, als K. Sigmund mit einem Einfall zum Vorschein kam, durch dessen Ausführung er sich eine Hoffnung gemacht haben mochte, einer neuen Kirchenspaltung mit größerm Nachdruck vorbeugen zu können. Er war noch zur Zeit weder zum König von Italien, noch zum Kaiser gekrönt worden. Beides wollte er nun mit sich vornehmen lassen, und dann im vollen Glanze kaiserlicher Majestät zurückkommen. Da die Sitzungen der Kirchenversammlung zu Basel ununterbrochen fortgiengen, so wählte er sich wieder, wie ehemals zu Konstanz, aus dem Hause Bayern einen Fürsten, welcher indessen seine Stelle vertreten, und den obersten Beschirmer der Versammlung vorstellen sollte; dort war es Ludwig III., Kurfürst in der Rheinpfalz, hier Wilhelm der Dritte, Herzog von München; er wurde der Versammlung mit einer rührenden Feierlichkeit, welche den Umständen derselben angemessen war, vorgestellt. Wir wollen zuerst das Wichtigste, was bei der Krönung vorfiel, behandeln, und dann zu den Vorgängen zu Basel zurückkehren.

Diese Krönung wurde dem K. Sigmund, wie alles, was er während seines öffentlichen

Lebens (wegen Polen, Ungarn, Böhmen, Deutschland) unternommen hatte, außerordentlich erschwert. Die deutschen Fürsten nahmen an solchen Krönungen bereits weiter keinen Antheil, und sie glaubten, daß ein von ihnen gewählter König ihr deutsches Oberhaupt seyn und bleiben würde, wenn auch gleich der ehemalige, ihnen lästige, Römerzug unterbleiben sollte. K. Sigmund mußte demnach die Kosten gleichwohl selbst bestreiten, und erwarten, was der Herzog von Mailand, Philipp Maria Visconti, für ihn thun würde. Philipp hatte ihm zu einer Zeit, wo er vielleicht eine königliche Krönung zu Mailand für sehr entfernt hielt, eine hinlängliche Unterstützung für diesen Fall an Geld und Mannschaft durch Verträge zugesagt, und die Krönung selbst wollte er ihm auch jetzt eben nicht wehren, wie er denn überall, wo Sigmund durch das Mailändische durchzog, zu einem ehrenvollen Empfang Anstalten traf, ohne jedoch in Person einigen Antheil daran zu nehmen; er kam dem Sigmund weder entgegen, noch machte er ihm einigen Besuch, sondern hielt sich, während der Anwesenheit desselben zu Mailand, in seiner Residenz verschlossen. Die Krönung in der Hauptstadt mit der eisernen Krone, wozu sich der Erzbischof, Bartholomäus Capra, bereitwillig finden ließ, gieng den 25sten Nov.

1431 vor sich, und nun sollte der Zug nach Rom zugehen; aber hier fand Sigmund Schwierigkeiten, welche ihm beinahe sein ganzes Vorhaben vereitelt hätten. Er wußte schon kaum, wie er nur von Mailand weiter rücken sollte, indem es ihm durchaus an einem hinlänglichen Geldvorrath mangelte, ohne welchen es ihm nicht möglich war, das erforderliche Ansehen zu behaupten. Mit wenigern Leuten, aber mit desto größern Sorgen und Verlegenheiten kam er bis nach Placenz, und immer verlegener, bis nach Siena, wo er den Unterhalt für sich und die Seinigen meistens von der Gnade der Bürger, deren Freigebigkeit und Geduld bald erschöpft war, ziehen mußte. Da er das Peinliche und Erniedrigende dieser Lage nur zu bald fühlte, entschloß er sich, was er anfangs mit einer Art von Stolz und Trotz vermieden hatte, die deutschen Reichsfürsten um Beistand anzugehen, wodurch er sich aber den Druck des Mangels nur noch fühlbarer machte. Nicht Ein deutscher Fürst erschien, und ganz Deutschland schien gleichgültig und unempfindlich für eine Reise zu seyn, von deren Nothwendigkeit man nicht überzeugt war. Der schlimmste Umstand war es vollends für ihn, daß er es selbst mit dem Pabst Eugen IV. verdorben hatte. Er hatte demselben, da er ihm seine Ankunft und Absicht zu wissen

that, mit aller Aufrichtigkeit erklärt, daß er die Kirchenversammlung zu Basel in seinen Schutz nehme, daß er dieselbe für rechtmäßig versammelt, und daß er die Verbesserungen, welche dieselbe mit dem Haupt und den Gliedern der Kirche zu treffen sich vorgesetzt hätte, für äußerst heilsam und nothwendig halte. Dieß war es aber eben, wovon man von Seiten der römischen Kurie durchaus nichts hören, und warum man die Kirchenversammlung zu Basel, zu der man sich hierin nichts Begünstigendes versah, getrennt wissen wollte. Die Florentiner und Venetianer griffen sogar zu den Waffen *), und Sigmund mußte Gewalt brauchen, um sich einen sichern Rücken während seiner Reise nach Rom zu verschaffen, welche er endlich, nachdem er zu Siena beinahe ein ganzes Jahr mit verschiedenen Beschwerlichkeiten gekämpft, und mit Pabst Eugen theils wegen der Kirchenversammlung, theils wegen der, einer Kaiserkrönung vorhergehenden Kapitulation, das Nöthigste zu Stande gebracht hatte, mit allem Ernste unternahm, und von Pabst Eugen die Krönung erhielt, den 31. Mai 1433.

---

*) Trithem.

Die Kirchenversammlung zu Basel, zu welcher jetzt K. Sigmund auf eine kurze Zeit zurückkehrte, hatte indessen mit dem römischen Hofe ernsthafte Unterhandlungen fortgesetzt. Sie bestand ein für allemal darauf, daß Pabst Eugen die angefangene Kirchenversammlung, und deren bereits abgefaßte Schlüsse für rechtmäßig erkennen, und in Person oder durch Bevollmächtigte bei derselben sich einfinden sollte; und da er sich einige Zeit weigerte, ihre Zumuthungen unbedingt gut zu heissen, und den Termin, binnen welchem er sich hätte erklären sollen, verstreichen ließ, ohne sich nach ihrem Antrag erklärt zu haben, so möchte vielleicht die Sache sehr betrübte Folgen und neue Spaltungen nach sich gezogen haben, wenn nicht sowohl der Herzog Wilhelm III. von Bayern, als Protektor, und der jetzt zurückkehrende Kaiser neue Termine erwirkt, und die endliche Aussöhnung zwischen dem Pabst und der Kirchenversammlung zu Stande gebracht hätten. Diese wurde feierlich bestätigt, und machte in Betreff der päbstlichen Reservationen, der Anwartschaften, der Annaten u. s. w. verschiedene Verordnungen, deren Beschaffenheit und Erfolg im Verlauf der Geschichte vorkommen wird. Von den Verdiensten dieser Kirchenversammlung um die Wiederherstellung des Friedens in Böhmen wurde schon oben gehandelt.

Sigmund gewann durch seine Krönung in Rom nicht den geringsten Zuwachs von Ansehen über die deutschen Reichsfürsten, und sogleich auf dem Reichstag, welchen er auf die Pfingstwoche 1434 nach Ulm ausschrieb, erschienen die wenigsten derselben. Diese Fürsten und Stände geriethen daher bei jedem Vorfall, wo eine gesetzgebende Macht ihr richterliches Amt hätte behaupten, und Ruhe und Unterwerfung hätte gebieten sollen, in weitläufige Irrungen und Fehden unter sich selbst, und manche wandten sich sogar an die Väter zu Basel, und räumten ihnen, zur Herabwürdigung der kaiserlichen Reichsgerichte, eine Vollmacht, ihre Streitsachen auseinander zu setzen, ein. Ein solcher Fall ereignete sich nach dem im J. 1422 erfolgten Hintritt des Kurfürsten Albrecht III. von Sachsenwittenberg, da der Herzog Erich von Sachsenlauenburg, dessen Linie von einem gemeinsamen Stammvater entsprossen, und von K. Karl IV. in der Kur zurückgesetzt worden war, jetzt auf die Kur von Sachsen die nächsten Ansprüche erlangt zu haben behauptete. Sigmund aber ertheilte im Jahre 1423 die Belehnung über Sachsenwittenberg und die damit verknüpfte Kur dem Markgrafen Friedrich von Meissen, weil ihm dieser in den Kriegen wider die Hussiten einen besonders thätigen Beistand gelei-

stet, und Güter und Leute für ihn aufgeopfert hatte; und da sich Erich wegen dieser Verfügung durchaus nicht zur Ruhe geben wollte, verwies er ihn an die Kurfürsten, bei welchen es ihm aber eben so wenig gelang, mit seinen Ansprüchen durchzusetzen. Erich wendete sich endlich an die Kirchenversammlung zu Basel, und diese trug kein Bedenken, seiner Klage Gehör zu geben. Sie unterzog sich gleichwohl anfangs der Sache nicht unmittelbar selbst, sondern ersuchte den Sigmund, einige Richter zu bestellen, welche den Streit untersuchen, und dem Herzog zu seinem Recht verhelfen möchten. Da Sigmund das Schreiben, welches ihm darüber in ihrem Namen überreicht werden sollte, nicht annahm, sondern sich vielmehr, sehr mißvergnügt über solche Einmischungen in weltliche Händel, 1434 von Basel entfernte, räumte sie dem Abgeordneten des Herzogs Erich nicht nur einen Platz unter den kurfürstlichen Gesandten ein, sondern ernannte zur Untersuchung der Sache einige Commissarien, und lud den mit der Kur Sachsen belehnten Friedrich von Meissen zu wiederholtenmalen vor, welches den Kaiser, der diesen Eingriffen in die weltliche Gerichtsbarkeit standhaft widersprach, veranlaßte, zur Untersuchung und Beilegung des Streites einen förmlichen Reichstag anzusetzen, vor dessen

wirklichen Versammlung der Herzog Erich starb, und der Streit beruhend blieb.

Die Erwähnung mehrerer Beispiele solcher Art wird uns sowohl von dem eigentlichen Verdienst K. Sigmunds um Deutschland, als von den damaligen Grundsätzen deutscher Fürsten nähere Aufschlüsse geben. Einer der berühmtesten Fälle ereignete sich in Bayern bei dem unbeerbten Hintritt Herzogs Johann von Straubing-Holland im J. 1425. Dieser Johann war ein Sohn Herzogs Albrecht I. von Straubing-Holland, des vierten Sohns Kaiser Ludwigs, welcher letztere die Mark und Kur Brandenburg, dann Tyrol, und die Provinzen Holland, Seeland, Friesland und Hennegau an sein Haus Bayernpfalz gebracht hat. Zwei Jahre nach dem im Jahre 1347 erfolgten Hintritt des Kaisers nahmen dessen sechs hinterlassene Söhne in dem (von der rheinpfälzischen Linie bereits im Jahre 1329 nutzgetheilten) Bayern ebenfalls eine nutznießliche Stammtheilung vor, bei welcher die drei Brüder Stephan I., Wilhelm I., und Albrecht I. Niederbayern, nebst den niederländischen Provinzen, bekamen. Diesen drei Prinzen gefiel es, im J. 1353, eine abermalige nutznießliche Theilung vorzunehmen, durch welche Stephan I. Landshut nebst den dahin getheilten Ortschaften, Wilhelm I. aber und Albrecht I.

Straubing, nebst den niederländischen Provinzen, bekamen. Diese Theilungen geschahen pünktlichst nach den im Gesammthaus Bayernpfalz von jeher gesetzlich angenommenen, unverletzlichen Hausverträgen und Grundsätzen, welche eine ewige unzertrennliche Erbeinigung und Sammtlehenschaft aller bayerischpfälzischen Staaten in sich enthalten, einen ausdrücklichen Vorbehalt der wechselseitigen Erbfolge zum Grund legen, und die bayerischen Prinzessinnen so lang von aller Erbschaft an Land und Leuten ausschließen, als noch ein männlicher Zweig vom bayerischpfälzischen Stamm in der Welt ist. Als Herzog Johann von Straubing-Holland im J. 1425 ohne Leibeserben starb, waren vier Enkel des eben genannten Herzogs Stephan I. vorhanden, als: 1) Stephan II. zu Ingolstadt; 2) Heinrich zu Landshut; 3. 4) Ernest und Wilhelm III. zu München. Diese waren also sowohl von dem Antheil zu Straubing, als von den niederländischen Provinzen unstreitige Erben; aber nun traten, zum Erstaunen der bayerischen Prinzen, zwei Herren auf, deren einer ganz Bayern, der andere den Antheil von Straubing forderte. Der erste war K. Sigmund, welchen seine Begierde, Bayern zu besitzen, kühn und sinnreich machte, Gründe für die Rechtmäßigkeit des Besitzes aufzustellen, und (da er

wohl merkte, daß er vermöge derselben genöthigt seyn würde, nicht bloß den Antheil von Straubing, sondern das ganze Land zu fordern) wirklich das ganze Land in Anspruch zu nehmen. Seine Gründe waren, daß die bayerischen Herzoge ohne kaiserliche Einwilligung Theilungen vorgenommen, und daß sie manche Kriege geführt, und manche Bündnisse, wobei sie Niemand ausnahmen, geschlossen hätten. Er hätte noch einige andere Ursachen, setzte er hinzu, nannte sie aber nicht, weil er keine zu nennen wußte. Der zweite Prinz machte bloß auf den Theil von Straubing Anspruch. Dieser war Herzog Albert V. von Oesterreich, dessen Mutter Johanna, eine Schwester des jetzt verstorbenen Herzogs Johann von Straubing und Holland, und Gemahlinn Herzog Alberts IV. von Oesterreich war. Was diesen beiden Herren bei ihren Forderungen zur Ehre gereichte, (und was zum ewigen Beispiel in solchen Fällen dienen sollte) war, daß sie ihre Ansprüche nicht auf der Stelle mit einer gewaltsamen Besitznehmung der Länder anfiengen, sondern daß sie gegründete Gegenvorstellungen hören, und die Entscheidung gesetzlicher Schiedrichter abwarten wollten. Auch zog sich Sigmund, als man ihn belehrte, daß die Herzoge befugt gewesen, ohne alle Einholung einer reichslehenherrlichen Einwilli-

gung, Nutztheilungen vorzunehmen, Kriege zu führen und Bündnisse zu schliessen, mit Ehren (aus mildiglicher Linderung nämlich, wie er sich ausdrückte) zurück, und Herzog Albert von Oesterreich, nachdem man ihn an die unumstößlichen Grundsätze und Rechte des Gesammthauses Bayernpfalz, und an einen ähnlichen Fall, (welcher sich bei dem Abgang einer frühern niederbayerischen Linie im Jahre 1340 ereignet hatte) erinnerte, gab sich nicht weniger zur Ruhe. Aber desto heftiger und anhaltender waren die Streitigkeiten selbst unter den bayerischen vier Prinzen, welche aus drei in gleichem Grad verwandten Linien, aber aus vier Personen bestanden, und sich darüber, ob die Erbschaft den drei Linien, oder den vier einzelnen Personen, zugetheilt werden sollte, so wenig vereinigen konnten, daß von den bayerischen Ständen zur Abwendung eines zerrüttenden Krieges, jedem zu seinen Rechten gehuldigt, und von K. Sigmund jeder zu seinen Rechten belehnt wurde. Dieser Streit wurde auch erst nach vollen 4 Jahren im J. 1429 zu Preßburg dahin entschieden, daß die Erbschaft in eben so viele Theile, als gleich gesippte Prinzen (welche sich auch ferner wieder nach dem nähern Grad der Verwandtschaft einander erben sollten) vorhanden wären, nutznießlich getheilt werden sollte.

Bei dieser ganzen Verhandlung hat K. Sigmund eine besondere Mäßigung und eine strenge Gerechtigkeitsliebe bewiesen.

Während sich die vier Prinzen von Bayern um die Erbschaft von Straubing stritten, verloren sie die Erbschaft von Holland, ohne daß K. Sigmund die Sache hindern, und wie sichs geziemt hätte, als Reichsrichter mit nachdrücklichem Erfolg auftreten konnte. Wir haben oben gehört, wie mächtig das (von den Königen von Frankreich abstammende) Haus Burgund um sich griff, und wie gierig und eigenmächtig es dabei zu Werke gieng. Die Prinzen dieses Hauses hatten damals schon nichts Geringeres im Sinne, als ein eigenes, unabhängiges Königreich zu errichten, und die Provinzen Holland, Seeland, Hennegau und Friesland lagen ihnen in solcher Hinsicht zu schön vor den Augen, als daß sie nicht alles hätten wagen sollen, dieselben an sich zu ziehen. Herzog Wilhelm II. von Straubing-Holland hatte sich mit Margaretha, Tochter Herzogs Philipp des Kühnen, vermählt, und in dieser Ehe eine einzige Tochter, Jakobäa, erhalten, welche bei seinem im J. 1417 erfolgten Hintritt sechzehn Jahre alt war. Eben dieser Wilhelm II. hatte eine Schwester, ebenfalls Margaretha genannt, welche Johann, genannt der Unerschrockene, (Sohn des Herzogs

Philipp des Kühnen von Burgund) zur Ehe nahm. Diese Verwandtschaften dienten dem Hause Burgund zu einem mehr, als hinlänglichen Vorwand, sich der reichen Verlassenschaft des Herzogs Wilhelm II. zu bemächtigen. Da dieser starb, meldete sich zwar sogleich, als gesetzmäßiger Erbe, dessen Bruder Johann, indem dieser augenblicklich das Bisthum Lüttich (wo er bisher, ohne Priester zu seyn, Bischof war) verließ, und sich mit Elisabeth, Prinzessinn von Görliz, und Wittwe des 1415 verstorbenen Herzogs Anton von Brabant und Limburg vermählte; aber ein günstiger Umstand mit einigen Gewaltthätigkeiten verbunden, kam dem Hause Burgund trefflich zu statten. Es waren in Holland seit einiger Zeit zwei mächtige Partheien, genannt Häckenser, und Cabellgenser entstanden, deren jede sich auf das heftigste verfolgte, und allem dem, was eine Gegenparthei billigte und unternahm, geradezu entgegen handelte. Da der verstorbene Herzog Wilhelm II. die Häckenser schützte, so nahmen diese nunmehr auch dessen Tochter, Jakobäa, von welcher sie sich die Fortsetzung ihres Einflusses in die wichtigsten Geschäfte, und die vorzüglichsten Aemter versprachen, in ihren Schutz, und ernannten sie zur regierenden Nachfolgerinn ihres Vaters. Um sich und der Prinzessinn vollends eine ent=

scheidende Macht zu verschaffen, geriethen sie auf den Einfall, sie unverzüglich mit einem Prinzen aus dem Hause Burgund, Johann, Sohn des Herzogs Anton von Brabant (eines Bruders ihrer Mutter) zu verheirathen, welches dann auch den Erfolg hatte, daß sich das ganze Haus Burgund sogleich um sie annahm, und daß dem Johann von Straubing-Holland (ehemaligen Bischof von Lüttich) nichts übrig blieb, als sich in die Arme der häckischen Gegenparthei, der Cabellgenser nämlich, zu werfen, und gleichwohl zu erwarten, was diese für ihn würden unternehmen wollen, und können. Die Cabellgenser huldigten ihm zwar mit Freuden, konnten aber wider die überlegene Macht des Hauses Burgund so wenig ausrichten, daß sich ihr neuer und rechtmäßiger Regent, um nicht alles zu verlieren, vielmehr gefallen lassen mußte, im J. 1419 mit dem Hause Burgund einen Vergleich einzugehen, vermöge welchem er drei Jahre Tutor von Holland, Seeland und Westfriesland verbleiben, die Besetzung der Aemter aber zwischen ihm und seiner Bruderstochter, Jakobäa, gemeinschaftlich seyn, ihm endlich Südholland sammt den Städten Gorkum und Rotterdam u. a. (doch bei den Lebzeiten der Jakobäa, als Lehen derselben) angewiesen seyn sollten. So nachtheilig dieser Vergleich dem

Johann von Straubing-Holland war, so wenig war gleichwohl dessen Erfolg der Parthei der Häckenser anständig, indem bei der befestigten Eintracht der regierenden Häupter die fernere Fortdauer einer Parthei ganz überflüssig gemacht, und mithin ihr vormaliger Einfluß vernichtet worden war. Sie verfielen, um sich wieder in ihr voriges Ansehen zu setzen, auf einen besonderen Einfall, zu dessen glücklichen Ausführung ihnen die Jugend und Unerfahrenheit, und die bisherige Behandlung der Jakobäa die zuverlässigste Hoffnung machte. Diese unglückliche Prinzessinn nämlich mußte sich schon in ihrer frühesten Jugend an einen französischen Prinzen, Johann (vierten Sohn König Karls VI. in Frankreich) verloben, und nach dessen Tod an Johann von Brabant, wie wir eben hörten, vermählen lassen. Da sie mit diesem Johann sehr nahe verwandt war, ließ man sie in der größten Eilfertigkeit von Pabst Martin V. dispensiren, und achtete nicht darauf, daß sie gegen ihren Gemahl eine unüberwindliche persönliche Abneigung äußerte, und diese nie ablegte; aber einige Zeit darauf suchten die Häckenser aus eben diesem Umstand Vortheile zu ziehen, indem sie über die nahe Verwandtschaft der Prinzessinn mit ihrem brabantischen Johann eine schwere Gewissensangst blicken liessen, die päbstliche Dispen-

sation für erschlichen, und ihre Ehe für ungültig erklärten. Sie brachten die Mutter der Prinzessinn Margaretha (Wittwe Johanns des Unerschrockenen von Burgund) auf ihre Seite, stellten ihr vor, daß, da der Beitritt des brabantischen Johann nicht zu erwarten wäre, die Prinzessinn, ihre Tochter, unverzüglich mit einem andern mächtigen Prinzen vermählt werden müßte, und schlugen ihr den Herzog von Glocester, Humphred (Bruder K. Heinrichs V. von England) vor. Margaretha, welche nach ihren Einsichten die Sache klar, und den Entwurf vortrefflich fand, führte ihre Tochter Jakobäa unverzüglich nach England, wo die verabredete Heirath mit Humphred sogleich vor sich gieng im J. 1423. Der Erfolg davon war leicht vorherzusehen, und der Ausgang war für die Prinzessinn eben so unglücklich, als am Ende bis zum Romantischen seltsam. Der Herzog von Glocester begab sich mit seiner neuen Gemahlinn unverzüglich nach Hennegau, wo man ihm huldigte; allein der Herzog Johann von Brabant, welcher sich im rechtmäßigsten Besitze sowohl der ihm entführten Jacobäa, als deren Länder zu seyn glaubte, kam nicht weniger eilfertig herbei, zwang den Humphred sich nach England zu flüchten, und nachdem er sich von Holland und Seeland, und von Hennegau zum Mei-

ster gemacht hatte, zog er nach Mons, um sich der Jakobäa zu bemächtigen, welche sich daselbst mit ihrer Mutter, und ihren Räthen eingeschlossen, und an den höchst aufgebrachten Prinzen bereits mehr als Eine Gesandtschaft mit Entschuldigungen und flehentlichen Bitten um Vergebung und Nachsicht abgeschickt hatte; allein Johann von Brabant blieb unversöhnlich, und Jakobäa mußte das traurigste Schicksal befürchten, falls sie unbedingt in seine Gewalt kommen sollte. Selbst ihr Anverwandter, Johann von Straubing = Holland, hatte sich wider sie erklärt, und für den Johann von Brabant, auf dessen Anrufen, die Waffen ergriffen. Das war noch nicht alles, was sich vereinigte, die Prinzessinn in rettungslose Umstände zu versetzen. Der Pabst, an welchen sich Johann von Brabant um einen Ausspruch wegen der Gültigkeit seiner Ehe wandte, erklärte die Ehe allerdings für gültig, und der Herzog Humphred schritt sogleich zu einer andern Ehe. In dieser dringenden Lage, worin Jakobäa keine Rettung für sich sah, wandte sich ihre Mutter, Margaretha, heimlich an den Herzog Philipp von Burgund um Vermittlung, wozu sich dieser mit Freuden einverstand, und einen Vergleich zu Stand brachte, vermöge welches dem Johann von Brabant ganz Hennegau verbleiben,

die Prinzessinn aber einen freien Abzug erhalten sollte. Herzog Philipp trieb seine Dienstfertigkeit noch weiter, und führte die Prinzessinn mit sich nach Gent in Flandern, um sie, wie er vorgab, wider alle mögliche Gefahren zu schützen 1425. Diese Gefahren schienen zwar verschwunden zu seyn, da sich kurz nach einander zwei höchst unvermuthete Todesfälle ereigneten, welche der Sache eine ganz andere Gestalt gaben. Herzog Johann von Straubing-Holland starb mit Anfang des J. 1425, und im folgenden Jahre gieng auch Herzog Johann von Brabant mit Tod ab, so daß eine weitere Beschützung der Prinzessinn nicht mehr erforderlich, und sie vielmehr in den Zustand, in welchem sie sich bei dem Hintritte ihres Vaters befand, eingetreten war; allein Herzog Philipp betrachtete sich bereits als Erben der holländischen Provinzen, und da ihn ein Krieg, in welchen er mit Frankreich verwickelt wurde, von Gent sich zu entfernen nöthigte, traf er bei seiner Abreise solche Anstalten, bei welchen er nicht undeutlich die Absicht verrieth, sich der Person der Prinzessinn auf immer versichert zu halten. Diese hielt das Loos einer ewigen Gefangenschaft für zu hart, als daß sie nicht auf ihre Befreiung hätte bedacht seyn sollen, und da ihr ihre getreuen Räthe den Vorschlag machten, daß sie sie in einer

männlichen Verkleidung auf Eilpferden nach Holland führen wollten, willigte sie ein, und wurde, als sie plötzlich wieder zu Workum in Holland erschien, mit einer unbeschreiblichen Freude aller Einwohner empfangen. Auch wurde ihr von ganz Holland gehuldigt. Das ganze Land rüstete sich zu ihrer Vertheidigung, und selbst Herzog Humphred hatte die Großmuth, ihr aus England Hilfsvölker zu schicken. Schon hatten die Burgunder, welche bei der ersten Entdeckung der Flucht die Waffen ergriffen, bei dem Dorfe Alphen, zwischen Harlem und Leiden, zwei Hauptschlachten verloren, als Herzog Philipp in Person herbeieilte, und die Prinzessinn zu einem Vergleich, welcher zu Delft 1428 geschlossen ward, beredete, vermöge welchem sie Regentinn von allen holländischen Provinzen verbleiben, aber, ohne Einwilligung des Herzogs, nicht mehr heirathen sollte, wobei es also offenbar darauf angelegt war, daß jene Provinzen ihm nach dem Hintritte der Jakobäa zufallen sollten. Herzog Philipp erreichte aber seinen Zweck noch weit eher. Jakobäa lebte einige Zeit zu Haag, wo sie ihr Hoflager hielt, sehr ruhig, litt aber nicht selten einen drückenden Geldmangel, indem ihre Länder und ihre Kassen durch die vorhergehenden Kriege sehr erschöpft worden waren. Eines Tages wurden ihr von ihrer

Mutter Margaretha ansehnliche Geschenke an Kleinodien und schönen Pferden durch Edelleute gebracht, welche sie Wohlstands halber mit Gegengeschenken hätte zurückfertigen sollen; sie befand sich damals eben in einer sehr großen Noth, und nahm zu verschiedenen Herren und Vasallen ihres Landes ihre Zuflucht, welche sich aber alle mit ihren eigenen mißlichen Umständen entschuldigten. In dieser Verlegenheit gab man ihr den Rath, sich an einen gewissen Herren Franco von Borselem zu wenden, der einst ihr General, aber von ihr nicht am besten behandelt worden war, und sie ließ es, wiewohl ungern, und ohne sich eine zuversichtliche Hoffnung auf seine Unterstützung zu machen, geschehen, daß man ihm ihr Anliegen entdeckte. Dieser General äußerte nicht nur keinen Unwillen wegen des Vergangenen, sondern überhäufte die Abgeordneten mit Höflichkeit und Ehrenbezeugungen, bewilligte ihnen auch nicht nur auf der Stelle die verlangte Summe, sondern bot seiner Fürstinn mit Freuden sein ganzes Vermögen an, und ließ sie versichern, daß er nie eine andere Gesinnung gegen sie, und keinen andern Wunsch genährt habe, als diesen, sie von seiner unumschränkten Ehrfurcht, Treue und Ergebenheit überzeugen zu können. Jakobäa brach bei dieser Nachricht in einen Strom von Thränen

aus, und fühlte von diesem Augenblick, daß alle künftige Zufriedenheit ihres Lebens davon abhänge, in der innigsten Freundschaft und Verbindung mit diesem Manne zu leben. Sie trat mit ihm in eine eheliche Verbindung, und glaubte, ihrem Vertrag mit dem Herzog Philipp um so weniger entgegen zu handeln, als diese Privatheirath nie einige Staatsfolge, und einen Anspruch auf einige Erbschaft von Ländern nach sich ziehen könnte. Auch ward diese Heirath dem Hofe und dem Lande verheimlicht, und nur einigen wenigen Personen, vor welchen die Prinzessinn kein Geheimniß beobachten zu müssen glaubte, anvertraut worden; aber auch unter diesen wenigen hielt sich Philipp seine geheimen Freunde, und der Vorgang wurde ihm unverzüglich entdeckt. Sein Entschluß war eben so grausam als listig. Er besuchte die Prinzessinn zu Haag, unter dem Vorwande, sich auf einige Tage von seinen Arbeiten zu erholen, und während dieselbe alle ihre Kräfte aufbot, ihm gütlich zu thun, ließ er den General Borselem durch bestellte Leute seines Gefolges entführen, und nach dem Schlosse Repalmont schleppen, wo man ihn in ein hartes Gefängniß warf. Die Nachricht dieses Vorganges, welche die unglückliche Prinzessinn erst nach der Abreise des Herzogs erhielt, setzte sie in Verzweiflung. Dieser kün=

digte ihr an, daß sie die Wahl hätte, den Franco von Borselem in einem ewigen Gefängniß verschmachten zu lassen, oder dem Haus Burgund ihre Länder abzutreten. Jakobäa wählte das letzte, und begnügte sich mit der Grafschaft und dem Titel einer Gräfinn von Ostermund; aber der Schmerz über diese Mißhandlung brach ihr das Herz 1436 im 35sten Jahre ihres Alters. Philipp nahm von Holland, Seeland, Friesland und Hennegau Besitz.

Diese Unternehmungen wurden von dem Hause Burgund gewagt und ausgeführt, ohne daß der Kaiser Sigmund und das Reich zur Zeit, da es hätte geschehen sollen, einigen Antheil daran nahmen. Sigmund war während dieser Vorfälle zu sehr mit den böhmischen Angelegenheiten und andern Geschäften überhäuft, und zu weit von dem Schauplatze, auf welchem die burgundischen Prinzen ihre wichtigen Rollen spielten, entfernt, als daß er sich der Sache mit dem erforderlichen Ernst hätte annehmen können. Da diese Vorschritte gleichwohl zu auffallend waren, so wurde auf einer Reichsversammlung zu Frankfurt 1435 „von des Herzogs von Burgund wegen, der viel Landes inne hat, die dem Reiche zugehören, wie dem zu thun sey," gehandelt, und Sigmund stellte den Herzog Philipp von Bur-

gund zur Rede; allein Philipp, der wohl vorhersehen konnte, daß sich Sigmund schwerlich entschließen würde, ihn von Reichs wegen mit Krieg zu überziehen, kehrte sich so wenig daran, daß er vielmehr einige Jahre darauf (1444) auch das Herzogthum Luxemburg mit seinen Staaten vereinigte.

Zu den wichtigsten Handlungen des Kaisers Sigmund gehört seine Verbindung mit Oesterreich, welches Haus von jeher zu seiner Aufnahme und Vergrößerung die klügsten Maßregeln zu wählen, und den günstigen Zeitpunkt mit beharrlichem Muth zu benutzen verstand. Sigmund war diesem Haus einige Zeit nichts weniger, als hold und zugethan, und behandelte einen Prinzen desselben auf eine äußerst kränkende Art. Es hatte sich nämlich Pabst Johann XXIII. vor seiner Reise nach der Kirchenversammlung zu Konstanz, zu der er sich nichts Gutes versah, um den Schutz einiger deutschen Reichsfürsten, als des Markgrafen von Baden, des Herzogs Friedrich von Oesterreich u. a. beworben, und (wie oben vorkam) bei seiner Flucht von Konstanz sich nach Schafhausen, welches, nebst andern dem Hause Oesterreich damals zugehörigen Besitzungen, unter dem Prinzen Friedrich stand, begeben. Dieser Prinz hatte vor einiger Zeit dem Sigmund zu Innsbruck ein Fest gegeben, wäh-

rend desselben eine Bürgerstochter daselbst schändlich mißhandelt, und die That, welche vieles Aufsehen machte, dem Sigmund, als dessen Betragen gegen das Frauenzimmer gar nicht im guten Rufe stand, beigemessen *). Sigmund hatte sich seitdem nie wieder mit Friedrich versöhnt, und ergriff begierig eine so gute Gelegenheit, als sich ihm jetzt darbot, sich an ihm zu rächen. Er befahl ihm, wegen des Schutzes, welchen er dem Pabst Johann XXIII. angedeihen ließ, wiewohl dieser Schutz keine deutsche Reichssache betraf, in Person nach Konstanz zu kommen, und sich zu verantworten; und als der Prinz nicht erschien, belegte er ihn (den 7. April 1415) sogleich mit der Reichsacht, wie ihn dann auch die Kirchenversammlung in den Bann that. Sigmund ließ es aber bei dem bloßen Spruch nicht bewenden, sondern befahl den Schwaben und Schweitzern, den Prinzen unverzüglich anzugreifen, wo sie immer könnten. Die Letztern, wiewohl sie mit Friedrich vor Kurzem einen fünfzigjährigen Frieden geschlossen hatten, ließen sich auch, gegen sehr vortheilhafte Versprechungen, die ihnen Sigmund ausstellte, sogleich bereitwillig finden, und griffen die Län-

*) Windek. cap. 32.

der des Prinzen, in welchen man sich auf keine Feindseligkeit vorbereitet hatte, auf allen Seiten an. Die Berner bemächtigten sich der Städte Zofingen, Aarburg, Aarau, Bruck und Lenzburg, dann der Schlösser Wicken, Stein bei Aarburg, Wartburg u. a. und sogar des österreichischen Stammschlosses Habsburg. Die Luzerner nahmen die Stadt Sursee, und drei Vogteien im Wagenthal. Die Zürcher rissen Mellingen, Bremgarten und Baden an sich. Während der Belagerung dieser letztern Stadt gelang es dem Friedrich, durch die Vermittlung und Fürsprache einiger deutschen Reichsfürsten, besonders des Herzogs Ludwig des Gebarteten von Bayern-Ingolstadt, sich mit dem Sigmund zu versöhnen; allein wiewohl er sich in solcher Hinsicht die empfindlichsten Demüthigungen gefallen ließ, (er mußte sich nämlich öffentlich, und in Gegenwart der Abgeordneten der vier bei der Kirchenversammlung anwesenden Nationen, dann der Gesandten von Venedig, Mailand, Genua, Florenz u. a. mit seinen Beiständen, dem Herzog Ludwig von Bayern-Ingolstadt, und Friedrich, Kurfürsten von Brandenburg und Burggrafen von Nürnberg, dem Sigmund zu Füßen legen, und verschiedene Versprechungen leisten) so wurden gleichwohl seine Umstände dadurch wenig gebessert; ja sie wurden vielmehr verschlimmert.

„Sigmund, der immer Mangel an Geld hatte, nahm in der Folge und nach der bereits mit dem Friedrich eingegangenen Versöhnung, 5000 Gulden von den Bernern, und stellte ihnen eine Verschreibung über das eroberte Aargau aus. Den Zürchern verpfändete er eben so von Reichs wegen die Städte Baden, Bremgarten, Mellingen und Sursee und alle Rechte, welche das Haus Oesterreich in denselben besessen, gegen Erlegung von eben so vielen tausend Gulden, mit dem Anhange, daß sie auch die übrigen Kantons zu Mitherrschern dieser Länder aufnehmen dürften, und daß bei der Wiedereinlösung ihnen außer dem Pfandschillung noch 6000 Gulden für die Kriegskosten sollten bezahlt werden. So beträchtlich auch dieser Schaden bereits war, den er dem Hause Oesterreich zugefügt, so erklärte er noch dazu gegen Erlegung einer Summe Geldes die Städte Schafhausen, Radolphszell, Neuburg, Breysach und Dissenhofen, als Reichsstädte; dem Truchseß Johann von Waldburg aber verpfändete er die Landvogtei in Ober- und Niederschwaben sammt der Burg ob Ravensburg und den freien Leuten auf der Leutkircher Heide *)." So äußerst kränkend dieses

*) Häberlein.

Verfahren Sigmunds für das Haus Oesterreich, ja so beinahe ganz beispiellos es an sich war, so unerwartet und seltsam schien es zu seyn, daß das Haupt des österreichischen Hauses, Herzog Albert V., dazu still schwieg. Allein dieser kluge Herr verlor den Plan seines Hauses nicht aus den Augen, und wollte lieber eine vorübergehende Kränkung ertragen, als einen großen Vortheil, durch welchen ihm jene vielfältig wieder ersetzt werden konnte, sich rauben lassen. Schon unter dem Stifter seines Hauses, dem großen Rudolph von Habsburg, wurde eine österreichische Anwartschaft auf Böhmen angelegt. Ein Sohn dieses Rudolph, Kaiser Albert I., erklärte bereits seinen Sohn Rudolph zum König von Böhmen, und selbst die böhmischen Stände willigten schon damals in eine die Länder Böhmen, Oesterreich und Steiermark betreffende Erbeinigung, und unter Kaiser Karl IV. wurde vollends zwischen dem böhmisch-luxemburgischen, und dem habsburg-österreichischen Haus ein wechselseitiger Erbfolgevertrag errichtet, und derselbe sogar von den böhmischen Ständen feierlich anerkannt und bestätigt. Dieser Fall schien nun in Erfüllung kommen zu können. Kaiser Sigmund hatte keinen männlichen Erben, sondern eine einzige Tochter, Elisabeth, welche ihm in seiner zweiten Ehe mit der Barbara

von Cilley im Jahre 1396 geboren wurde. Eine Heirath mit dieser Prinzessinn konnte nun mit einem Male den erblichen Besitz von Böhmen und Ungarn befestigen, und dahin gieng auch die Absicht des Herzogs Albert, bei welcher ihm die Klugheit rieth, sich den Sigmund nicht abgeneigt zu machen, was er schwerlich würde haben vermeiden können, wenn er dem Herzog Friedrich, seinem Vetter, einen thätigen Beistand geleistet hätte. Herzog Albert hielt sich daher nicht nur zurück, sondern bemühte sich vielmehr, durch zuvorkommende Gefälligkeiten das Vertrauen und die Zuneigung Sigmunds zu gewinnen, was ihm, zumal bei dem Ausbruche des Hussitenkrieges, wo dem Sigmund jede Verwendung für ihn äußerst willkommen war, vollkommen gelang. Sigmund wurde durch seine beharrliche Freundschaft innigst gerührt, und indem er sich zugleich der vielen und nahen Verbindungen seines luxemburgischen Hauses mit Oesterreich lebhaft erinnerte, willigte er im Jahre 1422 nicht nur in die Heirath seiner Tochter Elisabeth, sondern trat seinem lieben Tochtermann im folgenden Jahre auch noch die Markgrafschaft Mähren ab, was aber die Folge hatte, daß die Hussiten mehr, als Einen Einfall nach Oesterreich unternommen, und das Land sehr mißhandelt haben.

Unter allen Kränkungen und Unfällen, mit welchem beinahe jede wichtigere Handlung K. Sigmunds begleitet war, scheint diejenige, welche ihm wegen dieser Heirath, und den mit derselben verbundenen Absichten und Folgen widerfuhr, den schmerzlichsten Eindruck auf ihn gemacht zu haben. Es war nämlich, da er keinen männlichen Erben hatte, leicht voraus-zusehen, daß sein Tochtermann, Albert von Oesterreich, der Erbe und Nachfolger in den Königreichen Ungarn und Böhmen werden würde, und Sigmund mochte wohl nie daran gedacht haben, wie Jemand eines andern Sinnes seyn, und seinen Wünschen und Absichten sich widersetzen könnte. Dieß unternahm aber, was er sich gerade am wenigsten mochte vorgestellt haben, seine Gemahlinn Barbara, eine Frau, welche wegen ihrer außerordentlich üppigen und unzüchtigen Lebensart von gleichzeitigen Geschichtschreibern mit häßlichen Farben geschildert, (wiewohl in unsern Tagen darüber in Schutz genommen*) wurde. Diese Frau hatte sich bei dem alternden Sigmund, dessen schwache Seiten sie wohl kannte, dergestalt einzuschmeicheln gewußt, daß er ihr sogar

---

*) Böhme dissert. de Barbara celeiense Sigismundi Imp. altera Conjuge.

einigen Antheil an Regierungsangelegenheiten zugestand. Das Ansehen, das sie sich dadurch erwarb, hatte für sie so vielen Reiz, daß sie auf den Einfall gerieth, sich nach Sigmunds Hintritt der Regierung über die Königreiche Böhmen und Ungarn zu bemächtigen. Sie legte auch ihren Plan eben nicht ungeschickt an, und benutzte mit vieler Verschlagenheit die Umstände, in welchen sich die Calixtiner oder Kelchner, und andere ehemals hussitische Böhmen damals befanden. Sigmund hatte nämlich nach dem hergestellten Frieden die altkatholischen Unterthanen mit außerordentlicher Vorliebe begünstigt, Klöster wieder hergestellt, und durchaus solche Gesinnungen verrathen, bei welchen die eben genannten Calixtiner, und andere ihnen gleichgesinnte Gemeinden wahrzunehmen glaubten, daß es mit den Bewilligungen und Freiheiten, welche man ihnen beim Abschluß des Friedens zugestanden hatte, keine lange Dauer haben würde. Zum Herzog Albert von Oesterreich versahen sie sich noch weniger etwas Gutes, und ihre Besorgnisse hierüber blieben der Barbara kein Geheimniß. Sie suchte ihnen auch dieselben so wenig zu benehmen, daß sie ihnen vielmehr zu verstehen gab, wie sie vorher sehe, daß nach dem Tode ihres Gemahls neue fürchterliche Unruhen in Böhmen entstehen würden; und als sie glaubte,

ihr Vertrauen gewonnen zu haben, eröffnete sie ihnen, daß es nur bei ihnen selbst stände, allen künftigen Zerrüttungen vorzubeugen, und daß sie sich nur zur Ausführung eines Entwurfes, welchen sie in solcher Hinsicht gefaßt hätte, standhaft mit ihr vereinigen dürften. Sie wäre nämlich aus Zuneigung zu ihnen, und aus Liebe zur Erhaltung der gemeinen Ruhe entschlossen, den jungen König Wladislau von Polen zu heirathen, wodurch die drei Königreiche Polen, Böhmen und Ungarn vereinigt, und ihre Aussichten auf das dauerhafteste gesichert und befestigt werden müßten. Dieser Vorschlag, welcher von Seite der Königinn sogar noch einen Schein von Großmuth in sich enthielt, wurde von den vornehmsten Herren der bekümmerten Parthei mit so vielem Beifall aufgenommen, daß sie sich eifrig für sie verwendeten, und daß sie der Sache eine ernsthafte Vorbereitung verschafft haben würden, wenn sie verborgen geblieben wäre. Sigmund, der von diesem geheimen Verständniß sogleich Nachricht erhielt, benahm sich dabei mit ausnehmender Klugheit. Da er sich, bereits immer kränklich befand, so äußerte er ein Verlangen, nach Mähren zu reisen, theils um seine zerrüttete Gesundheit zu stärken, theils und vorzüglich, um seine Tochter Elisabeth noch einmal zu sehen. Als er nun zu

Znaym in Mähren angelangt war, ließ er seine Gemahlinn, Barbara, welche ihn, ohne den geringsten Verdacht zu schöpfen, auf dieser Reise begleitet hatte, gefangen setzen. Zu gleicher Zeit, da seine Unpäßlichkeiten im Ernste überhand nahmen, rief er in aller Eile seinen Schwiegersohn, Albert, und seine Tochter Elisabeth zu sich nach Znaym, empfahl sie den anwesenden böhmischen Herren auf das nachdrücklichste, ernannte den Albert zu seinem Nachfolger in Böhmen und Ungarn, und errichtete in solcher Absicht ein Testament, mit welchem er seinen Kanzler, Caspar von Schlick, einen überaus geschickten, und bei allen Böhmen beliebten Mann, (Schlick hatte sich zu Konstanz der Verbrennung des Huß und Hieronymus standhaftest widersetzt) an die böhmischen Stände sandte. Sigmund erlebte aber auch diese Freude, die Erklärung der Stände zurück zu erhalten, nicht mehr; denn er starb zu Znaym den 9ten Dec. im siebenzigsten Jahre seines mühevollen Lebens.

Wenn es jemals bei einem Prinzen zu beklagen war, daß seine Anlagen und Fähigkeiten nicht die gehörige Richtung und Ausbildung, nicht jene Gründung und Festigkeit, mit Hintansetzung mißverstandener Regierungsgrundsätze, weise zu handeln, erhalten haben, so traf dieß bei Sigmund ein. Man findet

so vieles an ihm zu rühmen und nachzuahmen, daß man schwer daran geht, etwas an ihm zu tadeln, und die Flecken, welche aus seinen Handlungen unwidersprechlich hervorgehen, zu rügen. Man hat eine Menge witziger und sehr kluger Reden, und Anekdoten von ihm aufgezeichnet, welche von der Lebhaftigkeit seiner Gemüthsart, und von seiner Neigung, groß und weise zu seyn, zeugen, und ihn von seiner achtungswürdigen Seite darstellen. Als er auf der Kirchenversammlung zu Basel, wo alles in lateinischer Sprache abgehandelt wurde, wahrnahm, daß die meisten deutschen Fürsten durch Dolmetscher hörten und antworteten, äußerte er sein Mißfallen darüber auf eine Art, welche den Kurfürsten Ludwig von der Pfalz noch in seinen männlichen Jahren bewog, die lateinische Sprache zu lernen. Er hatte einen geschickten Rechtsgelehrten, Georg Fiscellus, in den Adelsstand erhoben. Als nun dieser nach seiner Erhebung in die Rathsversammlung kam, und einige Augenblicke bei sich anstand, ob er, als Geadelter, auf der Bank der Gelehrten, oder auf der Ritterbank seinen Platz nehmen sollte, und ihn doch endlich auf dieser letztern nahm, rief ihm Sigmund in einem spottenden Tone zu: „Das war dumm von euch, mein theurer Ritter! Ich kann in Einem Tag tausend

Idioten zu Rittern schlagen und adeln; aber ich kann in tausend Jahren nicht Einen Gelehrten machen.“ Als ein anderesmal ein Oberster im Beiseyn der Hofleute und vieler auswärtiger Gesandten seinen Soldatenstand mit dem Stand der Gelehrten verglich, und jenen weit über diesen emporhob, unterbrach ihn Sigmund voll des Unmuthes, mit diesen Worten: „Du Eisenfresser! wenn die Minister der Fürsten, und die Obrigkeiten der Städte überall Gelehrte wären, oder die Rathschläge der Gelehrten befolgten, würde man dich und deine Spießbrüder nicht einmal nöthig haben.“ Als ihn Jemand um einen Adelsbrief sehr dringend bat, betrachtete er den Bittenden eine Weile, dann sagte er: „Ich kann dich wohl reich, auch wohl adelig, aber nicht edel machen. Das steht nicht in meiner Macht.“ Auf der Kirchenversammlung zu Konstanz beschwerten sich bei ihm einige Bischöfe und andere Herren, daß das Publikum über ihre Personen und ihr Betragen sehr lose Reden öffentlich führe, und baten um Bestrafung und Abstellung. Sigmund antwortete: „Laßt sie reden! Sie reden, und erzählen, was wir thun.“ Seine Freigebigkeit, mit welcher er geschickte Räthe und gelehrte Männer belohnte, war so groß, daß sie eine von den Ursachen war, wegen welcher er selbst stets in Armuth

schmachtete. Als er eines Tages noch am späten Abend vierzigtausend Dukaten aus Ungarn bekam, konnte er die ganze Nacht nicht schlafen, indem er sich mit der Ueberlegung beschäftigte, was er mit so vielem Geld, als er selten zu sehen bekam, machen sollte. Am frühesten Morgen ließ er die geschicktesten seiner Räthe zu sich kommen, schüttete einem jeden derselben einen Theil des Geldes in die Tasche, und sagte dabei: „Sehet! diese Feinde meiner Ruhe ließen mich nicht schlafen. Nehmet sie mit euch, und fahret fort, mich zu euerm Schuldner zu machen." Er kannte seine schwachen Seiten sehr wohl, und konnte es nicht leiden, daß man ihm Vorzüge und Vollkommenheiten beimaß, die er nicht besaß. Als ihm daher einst Jemand auf eine sehr übertriebene Art schmeichelte, wurde er vom Zorn so weit hingerissen, daß er den Schmeichler ins Gesicht schlug, und auf dessen Frage: „Warum schlägst du mich?" erwiederte: „warum beißt du mich?" Er liebte den Krieg nicht, und war in demselben fast immer unglücklich; wurde aber durch seine Begierde, sich zum Herrn vieler Königreiche zu erschwingen, unaufhörlich in blutige Kriege verwickelt, und in Unruhen gezogen, welche er haßte, ohne sich von den Eindrücken der ersten Erziehung los machen zu können, bei welcher man ihm

(was das gewöhnliche Unglück großer Prinzen ist) den Hauptgegenstand eines großen Monarchen immer mehr im politischen, als im bürgerlichen, Zwecke zeigte, und seine Seele mit dem rastlosesten Ehrgeiz erfüllte, Höhen zu erklimmen, wo man fast immer nicht mehr weiß, was man will, und was man (wenn das Alter und Lebensende heranrückt) mit allen den Anstrengungen, womit man sich und andern sein Leben sauer machte, gewollt hat. Da er überall zu Haus seyn wollte, hatte er nirgends eine bleibende Heimath, und in Deutschland zumal verlor er zuletzt sein Ansehen so zusehends, daß er mehrere Reichstage ausschrieb, ohne daß die Reichsstände sich einstellten. Da er sich fast immer außer Deutschland aufhielt, und es den Kurfürsten, Fürsten und Ständen zu unbequem war, ihm nach Ungarn, und anderen weit entlegenen Staaten nachzureisen, um der kostspieligen Ehre, ihrer Mitstände Richter zu seyn, theilhaftig zu werden; so wurde der oberste kaiserliche Reichshof, und überhaupt alle Gerechtigkeitspflege, sehr vernachläßigt, und jeder suchte sich gleichwohl selbst, so gut er konnte, zu helfen. — Sigmunds Leiche wurde seinem Verlangen zufolge, nach Großwardein in Oberungarn geführt, und dem Erbbegräbnisse der dasigen Könige beigesetzt. Das Herzogthum Luxemburg, wel-

ches vom König Wenzel der Prinzessinn Elisabeth (Tochter Johanns von Görliz) verpfändet worden war, wurde von dieser Prinzessinn an Philipp den Guten von Burgund pfandweise überlassen, und in der Folge mit Burgund vereinigt.

Dieses Ende nahm der luxemburgische Kaiserstamm, von welchem der Geschichtforscher (bei Meusel *) sagt: „Das kaiserliche und königliche Haus Luxemburg stellet in einer Zeit von hundertunddreißig Jahren fünf Fürsten auf, von welchen ein jeder merkwürdig ist, wo nicht an glänzenden Eigenschaften, doch wenigstens an Fehlern. Die Kaiser Heinrich VII, und Sigmund, der, mit welchem die Hoheit seines Hauses anfieng, und der, mit welchem sie in dem Mannsstamme verwelkte, können allein unter die großen und ruhmwürdigen Fürsten gezählt werden. Johann, König in Böhmen, und der Kaiser, Carl IV., besaßen viele, Regenten zierende, Eigenschaften; es wurden aber selbige von eben so vielen oder noch mehrern und größern Schwachheiten und Fehlern wieder verdunkelt. Wenzel, römischer Kaiser und König in Böhmen, stehet unter den unnützen und schädlichen Fürsten beinahe

*) Th. 3. p. 138.

oben an. Johann, Karl und Wenzel waren in ihren mehresten Unternehmungen glücklich; wenigstens hätten sie in Frieden regieren, und ruhig dahinsterben können, wenn sie sich allein dem Besten und der Beschützung ihrer eigenen Staaten hätten widmen wollen. Heinrich hingegen und Sigmund hatten mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen; sie mußten mächtige Feinde durch Gewalt, durch Klugheit und Geduld bestreiten; doch der erstere starb durch eine gewaltige Hand in der Stärke seines Körpers und Geistes; der letztere erreichte zwar ein hohes Alter, sein Leben war aber einer sechzigjährigen Wallfahrt gleich. Man sah ihn bald in Deutschland, bald in Ungarn, und am Ausflusse der Donau. Reichs- und Kirchenangelegenheiten riefen ihn bald nach Italien, bald nach England, Frankreich, Spanien. Böhmen stand in Feuer und Flammen; die ganze Macht des Reichs, und sechzehn mühselige Jahre waren nicht hinlänglich, dieses Königreich zu erobern. Friede und Ruhe zeigten sich ihm nur von Ferne. Als er selbige zu genießen verhoffte, machte die Vorsehung seinen Tagen und seinem Stamm ein Ende. Alle Frucht seines mühseligen Lebens, und die Macht seines Hauses wurde die Erbschaft eines andern Hauses, eines solchen, welches er bis dahin wenig geliebt hatte."

König Albert II.

1438 — 1439.

Inhalt. König Alberts Verdienste um das deutsche Reich, das er, um den allgemeinen Frieden zu bewirken, in Kreise theilen will. Er wurde zum Könige von Ungarn, und, nach einigen glücklich bekämpften Mißhelligkeiten, zum Könige von Böhmen gewählt; betrug sich bei der damaligen Streitigkeit zwischen dem römischen Stuhl, und der Kirchenversammlung zu Basel mit großer Klugheit, und hatte sich bereits eine allgemeine Achtung und Liebe erworben, als er nach einer kaum zweijährigen Regierung starb.

Albert, unter den österreichischen Herzogen der Fünfte dieses Namens, war ein Sohn Herzog Alberts IV., und der Johanna, Tochter Herzog Alberts I. von Straubing=Holland, und erhielt unter einer sehr einfachen Anleitung zwei wohlgewählter Männer, des Rembrecht von Waldsee, und des Andre Blank, Pfarrers zu Garsten, eine vortreffliche Erziehung, bei welcher er in jedem Stand ein nach großen Tugenden strebender, nützlicher, und ruhmwürdiger Mann geworden seyn würde; er kannte die Welt, und die Höfe seiner Zeit, liebte und beförderte die Gelehrsamkeit aus eigener Neigung, und war mit Vorsicht und Standhaftigkeit kühn und tapfer am Tage einer Schlacht. Mit diesen schönen Eigenschaften verband er eine ungemein feine und empfehlende Lebensart, wodurch er sich die Bewunderung und Ergebenheit aller deren, die ihn persönlich kennen lernten, die Achtung und Freundschaft aller Großen, und vor allen die Aufmerksamkeit und Zuneigung des Kaisers Sigmund gewann. Albert erhielt die Erbtochter Sigmunds, Elisabeth, zur Gemahlinn, und erhielt mit ihr nicht nur die Markgrafschaft Mähren zum Brautschatz, sondern auch die nächste und gegründeteste Anwartschaft auf den künftigen Besitz von den Kö=

nigreichen Ungarn und Böhmen, nach welchem letztern zumal das Haus Oesterreich schon lange mit Eifer gestrebt hatte. Albert zählte jetzt das 44ste Jahr seines Alters, als er den 20sten März 1438 zu Frankfurt zum König von Deutschland gewählt wurde, wo man darüber eine allgemeine Freude, und mit ihr die gerechteste Hoffnung äußerte, daß nun endlich einmal die zerrütteten Angelegenheiten der Kirche und des Staates, welche sich unter Kaiser Sigmund noch wenig dem wahren Ziele genähert hatten, glücklich würden beigelegt werden.

K. Albert II. unterzog sich auch unmittelbar nach seiner Wahl einem Geschäft, dessen Berichtigung und Vollendung das allgemeine Wohl von ganz Deutschland betraf; er wollte das gräßliche Faustrecht unterdrücken, und der Justizpflege ein solches Ansehen verschaffen, bei welchem künftig jeder Reichsstand sein Recht durch den gesetzlichen Ausspruch friedlicher Gerichtsstellen erhalten, und von diesen geschützt werden sollte. Die sämmtlichen deutschen Stände wünschten längst eine solche Anstalt, und die bei der letzten Wahl zu Frankfurt versammelten Kurfürsten schloßen in solcher Hinsicht eine Landfriedensverbindung unter sich, welche aber, wie die vorgängigen Land- und Gottesfrieden, die zweckmäßige Wirkung nicht erreicht haben

möchte. Es mußte, wenn der Friede auf einen dauerhaften Fuß befestigt werden sollte, eine solche Einrichtung getroffen werden, welche bei den verschieden gesinnten Partheien, den Fürsten, und den Reichsstädten, einen gleichen Beifall finden, und die thätige Mitwirkung aller Theile sich versprechen konnte. K. Albert II. glaubte, den wahren Weg, auf welchem man die Wünsche und Gesinnungen aller Theilnehmer endlich vereinigen könnte, gefunden zu haben; er trug auf seinem ersten Reichstag, welcher zu Nürnberg den 13. Jul. 1438 eröffnet wurde, auf eine Verordnung, wodurch alle persönliche Fehde aufgehoben, und die Entscheidung der Streitigkeiten den Austrägen, das ist, den von beiden streitenden Theilen gewählten Schiedrichtern überlassen werden sollte, an, ließ aber durch Kaspar Schlick, welchen er als einen eben so redlichen, als geschickten Mann, als seinen Reichskanzler beibehalten hatte, den von einigen Fürsten gemachten Vorschlag empfehlen, daß der Vollzug der Gerichte, die Bestrafung der Ruhestörer und schädlichen Leute, und die Handhabung des gemeinen deutschen Friedens von einzelnen deutschen Ländern übernommen, und mithin von besondern Bezirken die darin zum Frieden geeigneten Anstalten besorgt und vollzogen werden sollten. Diesem zufolge sollte ganz Deutschland, Böhmen und

Oesterreich ausgenommen, in vier Bezirke, oder Kreise, getheilt, und in dem ersten Franken und Bayern, zu dem zweiten die Rheinländer und Schwaben, zu dem dritten der Niederrhein, Westphalen und die Niederlande, und zu dem vierten Ober- und Niedersachsen gerechnet, und jedem Kreis ein Hauptmann vorgesetzt werden, welcher, ohne daß man ferner dem, oft sehr weit entfernten, Kaiser nachzureisen, oder dessen Ankunft abzuwarten nöthig hätte, alles Gericht und Recht nach den Vorschriften des Landfriedens vermöge einer gemeinschaftlichen Unterstützung der zu einem Kreise gehörigen Stände, mit Nachdruck behaupten, und vollziehen sollte; allein diesem Vorschlag setzten die Reichsstädte, welche sich zu einem fürstlichen Kreishauptmann nichts Gutes versahen, sogleich so viele Bedenklichkeiten entgegen, daß die Sache bis auf den nächsten Reichstag, welcher auch wirklich noch den 16. Oct. desselben Jahres zusammen kam, ausgesetzt wurde. Auf diesem legte Kaspar Schlick, der sich indessen darüber mit K. Albert benommen hatte, einen Entwurf vor, von welchem sich dieser versprach, daß er den Fürsten und den Reichsstädten gleich angenehm seyn würde. Gemäß desselben sollte Deutschland in sechs Kreise getheilt, die Kreishauptmänner von den Ständen eines jeden Kreises

gewählt, und denselben aus den Herren, Rittern, und Reichsstädten zehn Beisitzer oder Räthe zugeordnet werden; aber auch diesem Vorschlage wurde widersprochen, und nunmehr war er den Fürsten unangenehm, indem sie sich beklagten, daß ihre Hoheit und Würde zu sehr herabgesetzt würde, wenn Bürger mit ihnen, oder den, ihre Personen vorstellenden, Richtern zu Gerichte säßen. Sie fanden eine solche Zumuthung so befremdend und seltsam, daß sie dem unbestechbaren Kanzler Schlick eine Partheilichkeit für die Reichsstädte Schuld gaben, von unmäßigen Freiheiten und Vorrechten, welchen diese entsagen müßten, sprachen, und es dahin brachten, daß die Entscheidung der Sache wieder auf den folgenden Reichstag verlegt wurde; allein auf diesem, welcher im Frühjahr 1439 zu Mainz gehalten wurde, kamen ganz andere Sachen vor, und die Kreiseintheilung (und mit ihr die Abstellung des Faustrechts) unterblieb, was wohl so leichterdings nicht geschehen seyn würde, wenn es dem K. Albert möglich gewesen wäre, jenen ersten zwei Reichstagen in Person beizuwohnen, oder die Sache in der Folge ernsthafter vor sich zu nehmen.

K. Albert wurde beim Antritt seiner Regierung durch eben dieselben Hindernisse, welche Kaiser Sigmund und der größte Theil der

vorhergehenden Kaiser erfuhr, abgehalten, sich für das deutsche Reich mit dem unmittelbaren persönlichen Nachdrucke zu verwenden, als er dieß herzlich gerne gethan haben würde, wenn er sonst keine, als allein die Angelegenheiten Deutschlands zu besorgen gehabt hätte. Er wurde von seinem Schwiegervater, dem Kaiser Sigmund, wie in dessen Leben vorkam, zum König von Ungarn und Böhmen bestimmt, und die Nachfolge in diesen Königreichen zog ihm sogleich eben so unangenehme, als zeitraubende Unruhen zu. Zwar haben ihn die Stände von Ungarn noch im Jahre 1437 den 19. Dec. zu ihrem König gewählt, und den 1ten Jenner 1438 zu Weissenburg, nebst seiner Gemahlinn, Elisabeth, gekrönt, doch mit der merkwürdigen Bedingniß, welche ihm gleichwohl wieder nachgelassen wurde, daß er, um als ein ächter ungarischer König für das Beste von Ungarn sich verwenden zu können, die deutsche Krone nicht annehmen sollte; allein in Böhmen gieng die Wahl und Krönung desto weniger mit gleicher Einstimmigkeit und Ruhe vor sich. Albert wurde zwar von den katholischen Ständen, an deren Spitze Ulrich von Rosenberg, Meinhard von Neuhaus u. a., dann die Prager Städte, u. a., waren, für den rechtmäßigen König erkannt, und in der Schloßkirche zu Prag von dem Bischof von

Olmüz den 29. Juni 1438 feierlich gekrönt; aber mit diesem Vorgang waren bei weitem nicht alle Böhmen verstanden. Die Taboriten, Utraquisten, nämlich diejenigen, welche vermöge der Compactaten fortfuhren, das heilige Abendmahl unter beiden Gestalten zu empfangen, versahen sich zu einem König, dessen Eifer für die römisch-katholische Religion sie bereits während des hussitischen Krieges kennen lernten, nichts Gutes, und ihre Häupter, Heinrich Placzek, Ales von Sternberg u. a., denen sich vierundzwanzig königliche Städte beigesellten, faßten unverzüglich den Entschluß, sich einen andern König, von dem sie sich alle Nachgiebigkeit versprachen, zu wählen. Sie verfielen auf einer Versammlung zu Tabor auf den polnischen, noch unmündigen Prinzen, Kasimir, einen Bruder des polnischen Königs Uladislaus, der sich auch, ungeachtet ihm die katholischen Stände durch eine Gesandtschaft die dringendsten Gegenvorstellungen machten, um seinen Bruder annahm, und sogleich 6000 polnische Reiter nach Böhmen dem Heinrich Placzek zur Unterstützung schickte, mit welchen dieser, der jetzt bereits ein Heer von 15,000 Mann beisammen hatte, die Güter derjenigen, welche den Albert gewählt und gekrönet hatten, verheerte. Es kam nunmehr zu einem Krieg, der aber zum Vortheil des Albert, wel-

cher bei diesem Vorfalle eine ungemeine Thätigkeit, und eine eben so kluge, als gemäßigte Herzhaftigkeit zeigte, bald geendigt, wenigstens beigelegt wurde; er hatte mit der größten Geschwindigkeit eine Armee von 30,000 Mann, bei welchen sich der Kurfürst Friedrich von Sachsen mit 5000 Mann, der Pfalzgraf Christoph mit 2000, und der Markgraf Albert zu Brandenburg ebenfalls mit einigen tausend befanden, gesammelt, schloß mit derselben die Stadt Tabor, in welche sich Heinrich Placzek zurückzuziehen genöthigt war, ein, und versetzte die Belagerten, denen er sechs Wochen hindurch die Zufuhr von allen Lebensmitteln abschnitt, in einen Zustand, bei welchem sie, wiewohl sie endlich durch einen böhmischen Partheigänger, Georg von Podiebrad, glücklich entsetzt wurden, alle Neigung verloren, in ihrer damals mißlichen Lage länger auszuhalten. Die Polen, welche ihre Pferde während der Belagerung meistens aufgezehrt hatten, und zu Fuß nicht streiten wollten, eilten nach Hause, und auch die übrigen Truppen zerstreuten sich. Der König Uladislaus setzte zwar noch einige Zeit seine Feindseligkeiten mit vieler Grausamkeit, indem er Schlesien sehr mißhandelte, aber mit einem schlechten Erfolg für sich, fort, und bald darauf gelang es dem K. Albert, durch die Herren Mainhard von

Neuhaus, und Ulrich von Rosenberg, welche er zu Statthaltern von Böhmen ernannte, die Utraquisten zu beruhigen, und durch einen Vergleich den Mißhelligkeiten ein Ende zu machen.

Unter allen Geschäften, auf deren Fortgang und Entscheidung K. Albert durch sein Ansehen, und seinen Einfluß wirken sollte, waren keine größern Schwierigkeiten unterworfen, als welche die Befestigung einer dauerhaften Eintracht zwischen der Kirchenversammlung zu Basel, und dem römischen Hof in sich hielt. Wir haben im Leben des Kaisers Sigmund gehört, daß zwischen dieser Kirchenversammlung, und dem damaligen Pabst Eugen IV. eine heftige Uneinigkeit entstanden, und daß diese endlich durch die Bemühungen des Kaisers glücklich beigelegt worden ist; allein das Einverständniß des Pabstes mit den Vätern zu Basel war von einer sehr kurzen Dauer. Diese fuhren mit ihrer Kirchenverbesserung fort, und erklärten die Annaten, die Sporteln für das Pallium, und bald darauf die päbstlichen Reservationen für aufgehoben; sie erließen ferner wegen der künftigen Pabstwahl, wegen der Zahl und den Eigenschaften der Kardinäle Verordnungen, und schrieben sogar wegen der Wiedervereinigung der griechischen mit der lateinischen Kirche einen Ablaß aus. Zu dieser Wiedervereinigung machten die miß=

lichen Umstände, in welche damals das griechische Kaiserthum, gemäß seiner lange durch leeren Prunk und Trägheit herbeigeführten innern Schwäche verfallen war, einige Hoffnung. Die Türken hatten sich des ganzen griechischen Reiches, die Hauptstadt Konstantinopel ausgenommen, bemächtigt, und der griechische Kaiser ergriff jetzt das einzige Mittel, das ihm in seiner Lage noch übrig zu seyn schien, sich vom gänzlichen Untergange zu retten, nämlich eine Aussöhnung und Wiedervereinigung mit der lateinischen, oder abendländischen Kirche vorzuschlagen; wobei er sich auf die nachdrücklichste Unterstützung derselben Rechnung machte; er wandte sich mit seinem Patriarchen an die Kirchenversammlung zu Basel, welche ihm auch unverzüglich versprach, daß sie ihm auf eigene Kosten bewaffnete Schiffe entgegen schicken, und nach Basel oder Avignon wolle überbringen lassen; allein Pabst Eugen IV. kam der Ausführung dieser Anerbietung zuvor; er schrieb sogleich eine neue Kirchenversammlung nach Ferrara aus; und ließ sich große Summen kosten, um die Häupter der griechischen Kirche zu bewegen, daß sie nach Italien, und nach dem von ihm veranstalteten Concilium kommen möchten. Der griechische Kaiser, der griechische Patriarch, und andere vornehme und gelehrte griechische Geist=

liche kamen im Anfange des Jahres 1438 wirklich in Venedig an, und wurden von einer ansehnlichen päbstlichen Gesandtschaft unter großen Ehrenbezeigungen nach Ferrara begleitet. Dieser Schritt sowohl, als die Bemerkung, daß sich Pabst Eugen an jene Verordnungen, welche wegen den Annaten u. a. erlassen worden waren, nicht halte, setzte die Väter zu Basel in volle Bewegung. Sie stellten sich um so mehr vor, daß die Absichten des Pabstes auf nichts anderes, als auf ihre Auflösung ziele, als sich wirklich einige von ihnen die Verlegung einer neuen Kirchenversammlung nach Italien gefallen ließen, und schritten, um sich zu Basel zu erhalten, neuerdings wieder zu solchen Maßregeln, bei welchen eine neue Trennung unvermeidlich war. Sie widersprachen der Zusammenberufung einer neuen Kirchenversammlung, gaben dem Pabst eine Zeitfrist, binnen welcher er dieselbe widerrufen sollte, und schritten, nach dem Verlaufe derselben, vollends zur Suspension des Pabstes. Diese traurigen Umstände waren eben eingetreten, als sich die Kurfürsten zu einer neuen Königswahl, welche auf Albert II. ausfiel, zu Frankfurt versammelten. Diese wurden von beiden Theilen um ihren Beitritt ersucht, erklärten sich aber, um nicht die Gefahr des Uebels noch zu vergrößern, einen Tag

vor der Wahl, daß künftig von keinem Theil eine Verordnung oder sonst ein Schluß angenommen, sondern daß bis zur Zeit, wo man mit dem neuen deutschen Oberhaupt über bestimmte Maßregeln übereingekommen seyn würde, die deutschen Kirchen durch die ordentliche Gerichtsbarkeit ihrer Bischöfe regiert werden sollten. Diese Erklärung wiederholten sie wenige Tage nach der Wahl, wobei sie sich noch weiter dahin vereinigten, daß sie zwar zur Herstellung der Kircheneinigkeit alles, was in ihren Kräften stände, beitragen, in dem Falle aber, daß ihre Bemühungen vergeblich seyn sollten, dennoch einträchtiglich und als christliche Fürsten in den Sachen beieinander halten und bleiben, und nicht von einander scheiden wollten. Sie machten auch wirklich an den Pabst sowohl, als an die Baslerväter Abordnungen, und trugen beiden Theilen ihre Vermittlung an, zu welcher sich auch der neugewählte König Albert II. anbot; allein zu einem glücklichen Erfolg schien gleich anfangs sehr wenig Hoffnung vorhanden zu seyn. Die Baslerväter schickten auf die oben erwähnten zwei Reichstage zu Nürnberg Abgeordnete, welche, so eifrig sich auch die Kurfürsten verwendeten, sie dahin zu bringen, daß sie sich die Verlegung der Kirchenversammlung an einen für die Griechen bequemern Ort ge-

fallen lassen möchten, unabbringlich auf ihrer Behauptung, daß sie zu Basel rechtmäßig versammelt wären, und daselbst versammelt bleiben wollten, verharrten. Im Jahre 1439 wurde der obenerwähnte Reichstag zu Mainz, auf welchem die Abtheilung der deutschen Länder in Kreise hätte vor sich gehen sollen, gehalten. Auch diesem Reichstag, der sehr glänzend war (die drei geistlichen Kurfürsten erschienen auf demselben in Person) konnte König Albert II. nur durch seine Gesandte beiwohnen, welche indessen, gleichwie sie die Person ihres Monarchen vorstellten, auch pünktlich nach dessen Gesinnungen handelten. Die Basler hatten dießmal den Patriarchen von Aquileja nebst einigen Bischöfen und Doktoren abgeordnet, welche der Reichsversammlung die bis dahin gemachten Dekrete des Baslerkonciliums vorlegten. Diese Dekrete wurden, doch mit gewissen Erläuterungen und Einschränkungen, von den Deutschen durch ein förmliches Dekret angenommen; auch wurde, in Rücksicht auf den Unterhalt des Pabstes, bewilligt, daß künftig als eine willkührliche Beihilfe, doch ohne Nachtheil der Freiheiten der deutschen Kirchen, und nur bis auf die Zeit des nächsten allgemeinen Conciliums, von den erzbischöflichen, bischöflichen, und exemten Klosterkirchen der vierte Theil von demjenigen, was

sie bei einer Erledigung sonst der päbstlichen Kammer zu erlegen schuldig waren, von den übrigen Beneficien aber der zehnte Theil ihrer Einkünfte bei ihrer Erledigung abgereicht, und daß von diesen Geldern die Hälfte dem Pabst, als seine Provision, gezahlt, die andere Hälfte aber für die Bedürfnisse der Bischöfe und Bisthümer verwendet werden sollte. Was aber die Suspension des Pabstes betraf, so wiederholten die deutschen Fürsten ihre Aeußerung, und K. Albert erklärte sich durch seine Gesandtschaft ebenfalls dahin, daß man dieselbe deutscher Seits niemals genehmigen, sondern an die bereits erklärte Neutralität sich halten wollte; indessen wurden zur Aussöhnung des Pabstes mit dem Concilium verschiedene Vorschläge festgesetzt, deren Hauptinhalt darin bestand, daß das Concilium zu Basel binnen fünfzehn Tagen aus den Städten Straßburg, Regensburg, oder Mainz eine zur Haltung eines allgemeinen Conciliums wählen sollte, wovon man dem Pabst, und sämmtlichen Theilnehmern sogleich Nachricht ertheilen, und ihre Wahl und Einwilligung erholen würde; allein dieser Vorschlag mißfiel allen Theilen, und schien die Veranlassung zu einem noch auffallendern Schritt der Kirchenversammlung zu Basel wider Pabst Eugen IV. geworden zu seyn, wie im Leben K. Friedrichs III. gesagt werden soll.

Die ganz besondere Klugheit und Mäßigung, welche K. Albert II. in seinem bisherigen Benehmen gezeigt hatte, gewann ihm eine allgemeine und aufrichtige Achtung und Liebe aller seiner Unterthanen, und die deutschen Fürsten zumal hofften zuversichtlichst, daß von einem Oberhaupte, welches nicht nur die vollkommenste Kenntniß der deutschen Verfassung, und den besten Willen, sondern zur Ausführung seiner königlichen Absichten und Gesinnungen auch im vollen Maaße die gehörige Hausmacht und Tapferkeit besaß, die muthwilligen Partheigänger einmal mit Nachdruck eingeschränkt, und gute, auf innerliche Eintracht und öffentliche Sicherheit abzweckende Gesetze die Oberhand erhalten würden. König Albert befand sich, während des Reichstages zu Mainz, auf einem Heereszug wider die Türken. Der Sultan Amurat II. hatte sich Serviens bemächtigt, und sich mit 130,000 Mann um die Stadt Zendrew gelagert. Die Bitten sowohl des damaligen Beherrschers von Servien, Georg, als die nahe Gefahr, daß auch Ungarn von den grausamen Barbaren (der Sultan eroberte die Festung, ließ die sämmtlichen Einwohner ermorden, und zwei zurückgebliebenen Söhnen des Georg mit glühenden Eisen die Augen ausstechen) überfallen werden möchte, veranlaßten den K. Albert, durch

eine herzhafte Unternehmung, sein Königreich Ungarn, und dessen Grenzländer für die Zukunft sicher zu stellen; er eilte an der Spitze eines Heeres, das in nicht mehr als 24,000 Mann bestand, nach Servien, um die Barbaren zu züchtigen, und ihnen zu zeigen, wie sehr er sie verabscheue und verachte. Bei seiner Annäherung zog sich Amurat zurück, und Albert wurde durch den unglücklichsten aller Zufälle außer Stand gesetzt, ihn zu verfolgen; er wurde von der rothen Ruhr, so wie ein großer Theil seines Heeres, ergriffen, und zog sich nach Oesterreich, wo er gesund zu werden hoffte, mit der größten Sehnsucht zurück; allein zu Langendorf, zwischen Gran und Wien, starb er den 27. Oct. 1439, und wurde zu Stuhlweissenburg begraben. Die Bestürzung, in welche die sämmtlichen Unterthanen und Untergebenen durch die Nachricht dieses traurigen Zufalles versetzt wurden, läßt sich eher empfinden als beschreiben.

Alle gleichzeitigen Geschichtschreiber stritten gleichsam in die Wette, seine guten Eigenschaften, welche sich auf Thatsachen gründeten, zu preisen, und sein Andenken zu segnen. Das Gute, das während seiner Regierung seinen Unterthanen zufloß, geschah nicht bloß unter ihm, durch eine zufällige und glückliche Zusammenstimmung verständiger und rechtschaf-

fener Minister, sondern von ihm durch eigenes, persönliches Denken und Thun. Man hat viele sinnreiche Reden und Denksprüche voll des rührenden und wahren Sinnes von ihm aufgezeichnet. Als er vom Kaiser Sigmund, nachdem er diesem Herrn im Hussitenkrieg Hilfsvölker versprochen hatte, gefragt wurde, welchen Feldherrn er über seine Truppen stellen würde, gab er zur Antwort: „Wenn ich mein Heer von einem andern wollte anführen lassen, wie sollte man mich dann einen Herzog von Oesterreich nennen?" Als einst von der damals herrschenden Unsicherheit der Regenten die Rede war, sagte er: „Ein Regent ist nirgends sicherer, als in der Mitte seiner Unterthanen, wenn er sie gerecht regiert." Keinen Spruch aber führte er, zum Beweis, daß er nicht bloße Leute, sondern die Menschen kannte, öfters im Munde, als diesen: „Das größte Glück auf Erden ist ein treuer Freund." K. Albert legte den Grund zu Oesterreichs nachmaligen Macht und Größe, und die Kaiserkrone blieb nach ihm über dreihundert Jahre bei seinem Haus.

Von seiner Gemahlinn Elisabeth († 1442) erhielt er vier Kinder, als zwei Söhne Georg, der im zehnten Jahre seines Alters (1433) starb; Ladislaus, welcher erst nach seines Vaters Tod geboren wurde; dann zwei Töchter

Anna und Elisabeth, wovon jene an Herzog Wilhelm von Sachsen, diese an Casimir von Polen vermählt wurde.

Friedrich III.

1440 — 1493.

Inhalt. Kaiser Friedrichs Reformation 1442 schlug die böhmische Krone aus; dessen verunglückte Absichten auf die Schweizerländer; dessen Benehmen mit dem römischen Hof. Concordata zu Aschaffenburg 1448; dessen Krönung und Vermählung in Rom 1452; wurde von den Ungarn und Böhmen bei Seite gesetzt, und in Oesterreich sehr gekränkt. Dessen geringer Antheil an den Begebenheiten im Reich; an den Türkenkriegen. Hintritt 1493. Gemahlinn, Kinder.

Friedrich, unter den deutschen Königen dieses Namens III. *), wurde zu Frankfurt nach einem kurzen Zwischenreiche von drei Monaten, den 2. Hornung 1440 zum deutschen König gewählt; er war der ältere Sohn Ernests des Geharnischten, steyermärkischer Linie, ein Enkel Leopolds des Guten, welcher in der Schlacht bei Sempach umkam, ein Urenkel Alberts des Weisen, eines Sohnes Kaiser Alberts I. Man stellte sich in dem jungen Friedrich (er war jetzt vierundzwanzig Jahre alt) einen würdigen Nachfolger König Alberts II. vor, und die schönen Eigenschaften, welche man bis dahin an ihm bemerkt zu haben glaubte, schienen den großen Erwartungen allerdings zu entsprechen; er schätzte, was auch in der That gute, und gutgeleitete Anlagen verrieth, die damals aufkeimende bessere Gelehrsamkeit ungemein, und suchte den Umgang mit geschickten und denkenden Köpfen, welche er bei jeder Gelegenheit auszeichnete, und wo er konnte, belohnte; er war fromm, sittsam, gerecht, und hörte gerne jeden guten Rath, ohne darum seinen Rathgeber, wenn ihm die Ausführung ihrer Mei-

*) Er wurde ehemals von einigen, welche Friedrich den Schönen, wiewohl irrig, unter die deutschen Könige zählten, der IV. genannt.

nungen nicht rathsam schien, mit blinder Anhänglichkeit zu folgen. Was ihn aber vor allen Dingen empfahl, war seine ganz besondere Neigung zum Frieden, die in seinem ganzen Betragen so entschieden hervorleuchtete, daß man sich zu einem allgemeinen Frieden, dessen sich Deutschland unter seiner Regierung bald zu erfreuen haben würde, im Voraus Glück wünschte.

Der Anfang von K. Friedrichs Regierung schien die hohe Meinung, welche man sich von ihm festgesetzt hatte, zu rechtfertigen. Auf dem ersten Reichstage, welcher im Jahre 1441 zu Mainz gehalten wurde, kamen sogleich die wichtigsten der damaligen Angelegenheiten, nämlich die Versöhnung des römischen Hofes mit der Kirchenversammlung zu Basel, von welcher nachher die Rede seyn soll, dann die Bewirkung eines allgemeinen und dauerhaften Landfriedens in Deutschland zur Sprache, und da sich, ehe dieser befestiget wurde, nichts dauerhaft Gutes versprechen ließ, so gewann es auch das Ansehen, als wollte man sich endlich diesem Geschäft mit Ernst unterziehen. Dabei wurde aber jener gutgemeinte Entwurf K. Alberts II., der, wie wir hörten, Deutschland in Kreise theilen wollte, nicht zum Grund gelegt, sondern es wurde vorgeschlagen, daß für ganz Deutschland ein Kammergericht, vier

Hofgerichte, sechzehn Landgerichte, und vierundsechzig Freigerichte angeordnet werden sollten. Da eine ununterbrochene traurige Erfahrung gelehret hatte, daß durch das unter den hohenstaufischen Kaisern nach Deutschland verpflanzte römische Recht die Gerichtshändel überall verwirret, und in die Länge gezogen, die Partheien aber durch muthwillige und geflissene Streitigkeiten der Sachwalter unter sich nicht weniger, als selbst durch die offenen Fehden geschah, gekränkt wurden, so kam ein Vorschlag zum Vorschein: „daß alle Doktores der Rechten im heil. römischen Reich deutscher Nation am Kammergericht, bei keinen Rechten, und in keines Fürsten oder andern Räthen mehr gelitten, sondern ganz abgethan werden sollen, weil ihnen das Recht mehr, dann den Layen (Ungelehrten) verschlossen ist, und kann ihrer keiner einen Schlüssel dazu finden, bis beide Theile arm werden, oder gar verdorben sind. Sie sind Stiefväter und nicht die rechten Erben der Rechte, denn sie nehmen ihnen den Grund der Wahrheit, und bringen durch ihren unordentlichen Geiz das Recht zu einem solchen Unglauben, daß kein Frommer sein Vertrauen mehr darein setzen kann." Von dieser Verordnung kam aber so wenig jemals etwas zu Stand, und das Gegentheil wurde vielmehr dergestalt allgemein und herrschend, daß man

zuletzt wohl gar zweifelte, ob sie auch jemals verordnet worden; doch diesem ersten Reichstag wohnte K. Friedrich nicht persönlich bei, was bei dem zweiten geschah, welcher im Juli und August 1442 zu Frankfurt gehalten, und vor dessen Eröffnung K. Friedrich vom Erzbischof Theodorich von Köln zu Aachen gekrönt wurde. Auf diesem Reichstag gab K. Friedrich einen berühmten Reichsabschied, welcher unter dem Namen von Friedrich III. Reformation bekannt, und in mancher Rücksicht sehr merkwürdig ist *), heraus. In der Bulle wurde mit Rath der Kurfürsten, Fürsten, Grafen, Freien, Herren, Ritter, Knechte und Städte beschlossen, und von K. Friedrich sämmtlichen Reichsständen, welche er seine und des Reiches Unterthanen, sich aber ihren obersten Herrn nannte, befohlen, daß man (gemäß des Inhaltes der goldenen Bulle Kaiser Karl IV.) Niemand befehden soll, dem man nicht drei Tage zuvor, ehe man ihn angreifen würde, abgesagt hätte. Dann wurde wegen den Pfandungen, wegen welchen immerzu Händel entstanden, ebenfalls nach dem Inhalt älterer Verordnungen, festgesetzt, wie man zu pfänden befugt seyn, und wohin man die gepfändeten

---

*) Schmids Reichshistorie. Jena 1759.

Sachen bringen soll. Den Bauern und Ackersleuten sollten ihre Werkzeuge nicht beschädigt, noch abgenommen, sie selbst sollen, so wie die Geistlichen, die Kindbetterinnen, die Kranken, die Pilgrime und Kaufleute des sichern Friedens zu genießen haben. Man soll keinen herrnlosen reisigen Knecht dulden, und „es soll auch menigclich, es seyen Fürsten, Herren, oder Stett, in welichem State oder Wesen di seyen, in Ihren Landen, Steten und Gebieten mit Irn Amtlewten, auch sunst ernstlich und vesticlich schaffen, vnd bestellen, das füro dhein (kein) gewachsner knecht, den mit merckhlicher kranckheit seines Leibs nicht beladen, vnd ein müssiggenger sey, nit geduldet, auch nit erber redlicher vnd begengklicher leipnarung für sich selber habe, in Iren lannden Steten und gebieten nit gehalten, noch gelitten sunder versmecht vnd ausgetriben werden.“ Endlich wurden wegen dem Vehm oder westphälischen Gericht, von welchem in der Folge die Rede seyn wird, dann wegen dem damals sehr übel bestellten Münzwesen Verbesserungen befohlen, und auf die Uebertretung dieses Reichsabschiedes eine Strafe von hundert Mark löthigen Goldes gesetzt. — Wiewohl nun durch diese sogenannte Reformation in der Folge kein Mißbrauch noch Unfug im Ernste reformirt wurde, so wurde gleichwohl zur Zeit, da sie erschien,

der gutscheinende Wille des K. Friedrich mit dankbarem Beifalle aufgenommen.

Auch empfahl sich K. Friedrich bei Großen und Niedern durch seine Erklärung bei der Besetzung des Königreichs Böhmen. Die Königinn Elisabeth, Wittwe K. Alberts II., wurde vier Monate, nach dessen Hintritt, zu Comorra in Ungarn, bei offenen Thüren, und in Gegenwart des ungarischen Palatins mit einem Prinzen, genannt Ladislaus, Posthumus (den Nachgebornen) entbunden, und die katholischen Stände erklärten sich sogleich für ihn; allein die Utraquisten verlangten, wenigstens so lange, bis der junge Ladislaus das gesetzmäßige Alter erreicht haben würde, einen König, und ihre Erklärung erhielt die Oberhand. Sechzehn Herren, dreizehn Ritter, drei Bürgermeister der Stadt Prag, und ein Bürger aus jeder Kreisstadt bekamen den Auftrag, einen König zu wählen. Ihre Wahl fiel zuerst auf den Herzog von Bayern-München, Albert III., als welcher sich in seiner Jugend an dem Hofe des Kaisers Wenzel bei seiner Vatersschwester, der Königinn Sophia, aufgehalten, und die böhmische Sprache nebst einer vollkommenen Kenntniß der böhmischen Verfassung erlernt hatte. Als dieser Prinz die ihm zugedachte Ehre ausschlug, weil es, wie er sich gegen die Abgeordneten erklärte, ein Un-

recht seyn würde, dieselbe anzunehmen, fiel eine neue Wahl auf Friedrich von Oesterreich, welcher damals bereits zum deutschen Könige gewählt worden war, aus; aber K. Friedrich betrug sich nicht weniger großmüthig, als der Herzog von Bayern; er weigerte sich nicht nur, die Krone anzunehmen, sondern nahm nicht einmal die Regentschaft an, und rieth vielmehr den Böhmen, sich selbst aus ihrer Nation erfahrene und würdige Männer zu wählen, und denselben die Verwaltung des Königreichs so lange, bis ihr rechtmäßiger König zu seinen mündigen Jahren gekommen seyn würde, zu übertragen. Die Böhmen befolgten auch diesen Rath, und erkießten zwei Männer aus dem Herrnstand, Meinhard von Neuhaus, und Heinrich Placzek von Lippa, von denen der erstere das Haupt der Altkatholischen, der andere das Haupt der Utraquisten war. Die gerechten Gesinnungen, welche Friedrich bei dieser Gelegenheit äußerte, wurden um so mehr gut aufgenommen, als es jetzt nur in seiner Willkühr gestanden, Böhmen an sich zu reissen, und vielleicht nicht unmöglich gewesen wäre, sich auch des Königreichs Ungarn, oder wenigstens der Statthalterschaft über dasselbe zu bemächtigen.

Hier betrug sich die Königinn Wittwe Elisabeth, als Mutter des Ladislaus, auf eine

sehr edle Art. Der größte und entscheidende Theil der ungarischen Stände stimmte unmittelbar nach dem Hintritte des Königs Albert dahin, daß für das Königreich Ungarn ein neuer König gewählt werden müsse, und vereinigte sich in der Person des Königs von Polen, Uladislaus VI., als bei welchem sie sich die Hoffnung machten, daß er, wenn ihm die Macht zweier Königreiche zu Gebot stände, mehr, als hinlänglich im Stande seyn würde, dem Eindringen der Türken, von deren Uebermuth sie eine schlimme Zukunft zu befürchten hatten, mit Nachdruck zu begegnen. Zur Beruhigung der Königinn Elisabeth machten sie den Vorschlag, daß sie, weil sie sich noch bei guten Jahren befände, den ebenfalls noch jungen neuen König Uladislaus heirathen sollte. Die Königinn, welche kein anderes Mittel, als Thränen und Vorstellungen hatte, eine neue Königswahl zu verhindern, gab doch mit der Bedingniß ihre Einwilligung, daß die Gesandten der Ungarn, welche von ihrer Reise nach Polen nicht abzuhalten waren, in dem Fall, daß sie indessen mit einem Prinzen entbunden würde, sogleich wieder zurückkehren sollten. Sie hatte, wie wir hörten, wirklich das Glück, einen Prinzen zur Welt zu bringen, und die ungarischen Gesandten, welche sich noch auf dem Weg befanden, wurden da-

von unverzüglich benachrichtigt; aber diese fanden nicht für gut, der Königinn zu willfahren; sondern brachten ihren ersten Auftrag bei dem polnischen Prinzen an, welcher die ihm angebotene Krone nicht nur mit Freuden annahm, sondern sogleich alle Anstalt machte, dieselbe, wenn es erforderlich seyn sollte, mit bewaffneter Hand zu behaupten; aber die Königinn kam, wie sie sich wenigstens schmeichelte, dem Vollzug seiner Absichten zuvor, sie begab sich, sobald es ihre Umstände zuließen, nach Stuhlweissenburg; und ließ in der Stephanskirche daselbst den jungen Prinzen, den sie auf ihrem Schoose hielt, im Beiseyn und mit dem lauten Beifall vieler Großen des Reichs, vom Kardinal und Erzbischof von Gran, Dionisius, zum König von Ungarn krönen, salben und segnen. Ihre mütterliche Zärtlichkeit gieng noch weiter. Da sie mehr, als eine Nachricht erhielt, daß der polnische Prinz wirklich im Anzuge sey, nahm sie, in der Meinung, die Krönung desselben zu verhindern, die altungarische Krone, welche man bis dahin für ein nothwendiges Stück bei neuen Krönungen gehalten hatte, unvermerkt zu sich, und verfügte sich mit dem jungen König (wir werden sogleich sehen, mit welchem Erfolg) nach Preßburg, um dem K. Friedrich III., als auf dessen thätigsten Beistand sie sich auf alle Fälle verlassen zu können glaubte, näher zu seyn.

Während diesen Begebenheiten verwickelte sich K. Friedrich III. in einen Krieg mit den Eidgenossen, der für ihn sehr schlimme Folgen hatte, und über seinen Charakter ein sehr nachtheiliges Licht verbreitete. Im Jahre 1436 starb der letzte Graf von Toggenburg, Friedrich, und die Zürcher und Schweizer stritten sich um seine Erbschaft. Diese letztern wurden von den übrigen Eidgenossen unterstützt, und der Streit endigte sich nach einigen kurzen Fehden zu ihrem Vortheil; allein diese abgenöthigte Beilegung der Sache drang den Zürchern tief ins Herz, und da sie seitdem auf jede Gelegenheit lauerten, bei welcher sie sich günstigere Aussichten verschaffen könnten, so wurden sie jetzt einig, sich an das Haus Oesterreich, wider welches sie sich vor wenigen Jahren mit andern helvetischen Städten vereiniget hatten, zu wenden. Ihre Abgeordneten trugen dem K. Friedrich III., während dessen Krönung zu Aachen, ihr Bündniß an, huldigten ihm, und boten ihm die Grafschaft Kyburg, welche sie ihm bald darauf wirklich abtraten, an. K. Friedrich III. nahm dieses Bündniß mit Freuden an, und indem er den Zürchern seine Unterstützung versprach, schmeichelte er sich mit der zuversichtlichsten Hoffnung, jene Ländereien, welche von den Eidgenossen dem Hause Oesterreich entrissen worden waren, wieder gewin-

nen zu können. In dieser Absicht ließ er nichts unversucht, ihren Bund zu trennen, gewann Rappersweil und Winterthur, daß sie ihm huldigten, bestätigte der Stadt Solothurn, welche sich eben zur Zeit bei jenem Bunde nicht befand, dann dem Kanton Uri seine Freiheiten, den übrigen Kantonen aber schlug er diese Bestätigung nicht nur ab, sondern forderte geradezu den seinem Hause entrissenen Aargau zurück, und gab den übrigen Kantonen zu verstehen, daß er sich die Zurückgabe dessen, was seinem Hause zugehörte, wenn dieselbe nicht gutwillig geschehen sollte, wohl selbst zu verschaffen wissen würde. Um zu zeigen, wie wenig er sich vor ihnen fürchte, durchzog er mit tausend Reitern alle beträchtlichern helvetischen Staaten, wo ihn die redlichen und deutschgesinnten Eidgenossen mit Ehrerbiethung empfiengen, bewirtheten, und beschenkten. Da indessen diese wohl sahen, daß ihnen das Bündniß der Zürcher mit Oesterreich, und die Nachgiebigkeit anderer Kantone am Ende höchst nachtheilig werden könnte, so dachten sie im Ernste darauf, wie sie die ihnen gefährlichen Gesinnungen einiger Helvetier für Oesterreich, ehe diese sich mehr befestigten, noch in Zeiten zerstören könnten, und der Kanton Schweiz, dessen Beispiele auch bald andere Eidgenossen, welche aus dieser Ur-

sache seit dieser Zeit überhaupt Schweizer genannt wurden, folgten, kündigte im Jahre 1443 dem K. Friedrich den Krieg an. Nichts schien nun natürlicher zu seyn, als daß K. Friedrich, nachdem er an die Eidgenossen solche Erklärungen und Drohungen, bei denen er einen Krieg voraussehen konnte, erlassen hatte, zu diesem auch hinlänglich gerüstet, und daß er überhaupt gefaßt seyn würde, sein Ansehen, mit welchem er so groß that, zu behaupten; allein er war es nicht, und er schien die Macht und den Muth der Eidgenossen weit weniger zu achten, als er bei einiger Ueberlegung der Umstände hätte thun sollen; er schickte den Zürchern, welche sich indessen durch die Abbrennung eines Dorfes im Kanton Zug den Haß und Abscheu anderer Kantone zugezogen hatten, achthundert und etliche Reisige zur Unterstützung, welche wider die Eidgenossen, deren Unwille bis zur Wuth stieg, nichts vermochten. Einige hundert Zürcher wurden im Angesicht ihrer Stadt erschlagen, und das Kriegsfeuer griff so gräßlich um sich, daß K. Friedrich nichts verfänglichers thun zu können glaubte, als diesen Krieg für einen deutschen Reichskrieg zu erklären, und die deutschen Fürsten und Reichsstädte zur augenblicklichen Herbeischaffung der sie in solchen Fällen treffenden Mannschaft aufzurufen. Allein hier

wurde er zum ersten Mal gewahr, daß zwar (wie dieß immer mehr gleichsam zum Sprichwort ward) bei ihm das Befehlen, aber bei den Fürsten und Reichsstädten das Gehorchen stände. Jene ließen ihm bedeuten, daß, wenn er einen Reichskrieg habe anfangen wollen, er es sie zuvor hätte wissen lassen, und ihre Einwilligung erholen sollen; diese sagten ihm, sein Krieg sey schlechterdings kein Krieg, der das deutsche Reich, sondern der allein das Haus Oesterreich betreffe, wegen dessen Forderungen sie sich mit den Eidgenossen, deren Handelsfreunde sie wären, durchaus nicht entzweien könnten. Bei dieser Erklärung blieben die Fürsten und Städte einhellig, und man kann sich leicht denken, ob das Ansehen des K. Friedrich III. dabei gewonnen habe. Noch mehr verdarb er sich die Sache durch die Maßregeln, zu denen er, nachdem er in Deutschland von allen Seiten abschlägige Antworten erhalten hatte, seine Zuflucht nahm; er bath nämlich den König von Frankreich, Karl VII., um Hilfstruppen, verlangte aber nicht mehr, als 5000 Reiter, denen er, damit den deutschen Reichsfürsten kein Anlaß zu unangenehmen Beschwerden gegeben werden möchte, 20 Schlösser und Flecken in seinen Erblanden zum Winterquartier einzuräumen versprach. Nichts konnte dem König von Frankreich erwünschter

kommen, als ein solches Ansuchen; er hatte damals eben einen Krieg wider die Engländer geendigt, und war selbst nicht wenig verlegen, was er mit dem schädlichen, im Müßiggang und aller Zügellosigkeit verhärteten Gesindel von sogenannten Lanzknechten, welche nach dem Krieg als herrenlos abgedankt werden sollten, machen sollte; er hatte sich auch längst eine Gelegenheit gewünscht, sich in deutsche Angelegenheiten zu mischen, und einigen Grund zu einem künftigen Einfluß in deutsche Sachen legen zu können; er brauchte also den listigen Vorwand, daß er sich den K. Friedrich III., und das Haus Oesterreich auf eine noch ungleich großmüthigere Art, als sich derselbe aus Bescheidenheit seine Rechnung gemacht hätte, verbindlich machen wollte, und schickte dem K. Friedrich III. statt 5000, 40,000 Mann, bei welchen sich 8000 Kriegsknechte des Königs von England, deren sich dieser ebenfalls entledigen zu können wünschte, befanden. Diese Truppen, über welche der französische Dauphin, Ludwig, die Oberaufsicht hatte, rückten, zum Schrecken und Erstaunen der angrenzenden deutschen Fürsten, im Herbste des Jahres 1444, in verschiedenen Abtheilungen von denen einige unterwegs Mez, Tull, und Verdün überzogen, nach Deutschland heran. Der Dauphin bemächtigte sich, um doch zuerst ein

Obdach, wie er sich ausdrückte, zu erhalten, der Stadt Mömpelgart, und eilte sodann nach Basel, um ein dieser Stadt nahe gelegenes Kastell, Farnbach, welches 4000 Schweizer belagerten, zu entsetzen. Ungefähr 2000 Schweizer rückten sogleich einem Heere entgegen, das, nach den glaubwürdigsten Nachrichten, wenigstens bis achtmal zahlreicher war. Die französischen Vortruppen wurden meistens erschlagen, und die Ausreisser derselben stürzten nach dem Hauptheer, welches ihnen nachfolgte, zurück. Den 26. August kam es bei dem Spital St. Jakob unweit Basel zu einer Hauptschlacht, welche vom frühen Morgen bis zur Nacht dauerte. Die Schweizer thaten, nicht nach einem figürlichen Ausdruck, sondern im buchstäblichen Verstande, Wunder der Tapferkeit. Da sie sich gleich anfangs von der Menge übermannt sahen, zogen sie sich in die Kirche daselbst, und als die Franzosen in dieselbe Feuer warfen, in das Spital, und nach der Gartenmauer desselben zurück; aber wo sie sich auch hinwandten, waren sie von Feinden umrungen, und wurden, wenn sie von vornen angriffen, auf dem Rücken verwundet. Sie rannten daher ohne Anführung und Ordnung in kleinen Verbindungen durch die dicken Haufen der Franzosen, und öffneten sich überall gräßliche Lücken, ohne einen Ausweg zu finden.

Viele, die über und über mit Pfeilen bedeckt waren, rissen diese aus ihren blutausströmenden Gliedern, und tödteten noch ihre nächsten Feinde, von denen jeder Schweizer, der fiel, eine kleine Schaar um sich sammelte. Sie wurden zuletzt an Kräften erschöpft, aber nicht besiegt, und fielen bis auf sechzehn Mann, die das Glück rettete. Von den Franzosen sollen bei 8000 Mann geblieben seyn, und der Dauphin verlangte nach keinem zweiten Siege dieser Art; er begab sich vielmehr wieder nach Mömpelgart, und seine Truppen rückten nach dem Elsaß, wo sie längs dem Rhein viele Städte und Ortschaften schrecklich mißhandelten. Bei diesen Umständen nahm K. Friedrich III., was er immer that, wenn er durch sein Verhalten in Verlegenheit gerieth, zu den Reichsfürsten seine Zuflucht; er berief sie im October auf eine Reichsversammlung nach Nürnberg, bei welcher er in Person erschien. Hier traten die deutschen Fürsten gegen die französischen Gesandten, welche der Dauphin abgeordnet hatte, mit vielem Nachdruck auf, und als diese sich entfernten, ohne auf die an sie gestellte Forderung, daß die französischen Truppen den deutschen Boden alsogleich verlassen sollten, eine bestimmte und befriedigende Antwort zu geben, beschloßen die Fürsten, dieselben mit Gewalt zu vertreiben, ernannten

auch sogleich den tapfern Kurfürsten Ludwig von der Pfalz zum Obersten der deutschen Armee; und wiewohl es mit der wirklichen Stellung dieser Armee eben nicht sobald ein verfänglicher Ernst geworden seyn möchte, so erreichten sie gleichwohl ihren Zweck. Der König von Frankreich wollte es auf keine Feindseligkeiten mit den deutschen Fürsten, als deren Freundschaft er vielmehr zu gewinnen suchte, ankommen lassen; er ließ sich einen Zusammentritt zu Trier gefallen, bei welchem durch die Vermittlung des Kurfürsten Ludwigs von der Pfalz ein Vergleich zu Stande kam, vermöge dessen sich die französischen Truppen bis zum 20. März 1445 aus allen deutschen Landen zurückziehen, die deutschen Fürsten aber auf jede Vergütung der Schaden, welche ihre Länder durch die armen Gecken (so nannte man damals in Deutschland die königlich französischen Truppen von einem ihrer ehemaligen Anführer, dem Grafen Johann von Armagnac, unter dem sie gewöhnlich geschlagen, und wegen ihrer schlechten Aufführung Gecken und Schinder genannt wurden) erlitten haben mochten, eine förmliche Verzicht thun sollten. Der innerliche Krieg in der Eidsgenossenschaft dauerte mit wechselseitigen Verheerungen fort, bis endlich im Jahre 1447 ein Waffenstillstand, und im Jahre 1450 durch

die Bemühungen der deutschen Reichsfürsten ein Friede vermittelt wurde, vermöge dessen der Bund der Zürcher mit Oesterreich aufhören, und der alte Bund der Eidgenossen in seiner ganzen Kraft wieder hergestellt werden sollte.

Um diese Zeit wußte man bereits, und sagte es sich überall laut, was man von Kaiser Friedrich III. zu erwarten hätte. Man hatte beinahe alles Zutrauen für ihn verloren, und diejenigen, welche noch am mäßigsten von ihm dachten, hielten ihn für einen Mann, der in einem eingeschränktern Lebenskreise als ein Privathausvater eine rühmliche Rolle gespielt haben würde, aber der für einen großen Monarchen weder die erforderliche Geistesgröße, noch jene Eigenschaften, durch welche sich wenigstens die ehrgeizigen und hochstrebenden Gemüther gewöhnlich auszeichnen, besäße. Friedrich III. liebte Ruhe und Frieden, aber ohne jene unvermeidlichen Anstrengungen und Arbeiten, durch welche derselbe einzig errungen werden konnte, zu lieben; und wenn ihn die Aufrufungen, welche unaufhörlich von allen Seiten an ihn geschahen, einmal zwangen, sich in Bewegung zu setzen, zog er sich denselben Augenblick, wo man eine kraftvolle Erklärung und Unternehmung erwartete, in seine bequeme Lage zurück; er berief unaufhörlich, und

gewöhnlich mit vielem Geräusch, neue Reichsversammlungen, bei welchen er eben so gewöhnlich nicht erschien, oder eine Unentschlossenheit und Unthätigkeit äußerte, bei welcher das vorhabende Geschäft nicht im Geringsten gebessert, und am Ende immer wieder eine neue Reichsversammlung beschlossen wurde. Ueberhaupt schien er im Grund mehr auf den Nutzen und die Verherrlichung seines Hauses Bedacht zu nehmen, wählte aber aus Zaghaftigkeit, und übel geleiteten Grundsätzen fast immer solche Maßregeln, welche mehr Schlauheit als Klugheit verriethen; daher sich die Zahl seiner Verlegenheiten in eben dem Grad vermehrte, als sich die Achtung der Reichsfürsten und anderer Hohen und Niedern des Reichs für ihn verlor. Wir wollen sehen, ob sich die Schilderung dieses Charakters durch Thatsachen bestätigte.

Unter die ersten und wichtigsten Geschäfte, deren Behandlung und Beendigung ihm oblag, gehörten die Mißhelligkeiten des Pabstes Eugen IV. mit der Kirchenversammlung zu Basel, welche letztere, wie im Leben K. Alberts II. vorkam, eine Suspension des Pabstes beschlossen hatte. Ein Theil der zu Basel versammelten Väter schritt aber bald noch weiter. Sie beriefen den Pabst Eugen IV. neuerdings nach Basel, und da er, wie sich voraussehen ließ,

nicht erschien, erklärten sie ihn für abgesetzt, und wählten an seiner Stelle den ehemaligen Herzog Amadeus von Savoyen, der, nach niedergelegter Regierung, seit einiger Zeit im Rufe eines sehr frommen Lebenswandels in der Einsamkeit gelebt hatte, diese Wahl aber gleichwohl genehmigte, und den Namen Felix V. annahm. Diese höchst trauerige Folge zog der im Grunde nicht wesentliche, und die Sache weder verbessernde, noch verschlimmernde Umstand nach sich, an welchem Ort die vorgehabte Reformation in dem Haupt und den Gliedern vorgenommen werden sollte, welches um so mehr zu bedauern war, als die gedachte Reformation nicht nur von den Vätern zu Basel, sondern selbst von den eifrigsten und dem Pabste Eugen IV. ergebensten Männern gewünscht wurde, unter welchen z. B. die Briefe, welche der berühmte, eben so fromme, als gelehrte, Camaldulenser-Mönch und nachheriger General des Camaldulenserordens, Ambrosius Traversarius an Pabst Eugen IV. schrieb, merkwürdig sind. „Ich schreibe an dich, sagt einer seiner Briefe, welche er an den Pabst bald nach dessen Thronbesteigung schrieb *), als an einen Freund in der festen Zuversicht,

*) Epist. p. I. et seq.

daß du mir die aus ächter Liebe entspringende Sorgfalt nicht übel nehmen wirst, und daß deine Erhöhung dich nicht stolz gemacht hat; denn sonst würde ich deinen Fall, und selbst dein Verderben mit untröstlichem Schmerz beweinen. Ich bescheide mich gern, daß du alles, was ich dir sagen kann, besser weißt, als ich; allein die vielen und großen Geschäfte, die dich jetzt umgeben, erlauben es dir vielleicht nicht, mit der Ruhe, wie ein Freund, daran zu denken. Alle Abendländer werden durch Kriege oder Zerrüttungen verheeret; und es liegt daher dir, als dem Stellvertreter der Gottheit auf Erden ob, der Christenheit den Frieden wieder zu schenken, damit man die Unglaubigen desto nachdrücklicher angreifen, und die göttliche Religion in alle die Gegenden wieder einführen könne, in welchen sie vormals mit so großem Segen geblüht hat. — Selbst die christliche Kirche wird durch Spaltungen zerrissen. Die griechische Kirche ist schon Jahrhunderte lang von der katholischen getrennt, und in der letztern lehnen sich noch immer mächtige Schismatiker auf. Dir, als dem Haupt der Kirche kommt es zu, die Abtrünnigen mehr mit den Waffen der Vernunft, als mit dem Schwerte zu bekriegen, und sie alle, wo möglich, in den Schoos der Kirche zu versammeln. Fast der ganze Klerus ist von der

alten Strenge und Reinigkeit des Lebens abgewichen, und in die größte Zügellosigkeit der Sitten versunken. Auch hier ist es deine Pflicht, die schweren und allgemeinen Krankheiten der Glieder der Kirche zu heilen, um die Glieder des Hauptes würdig zu machen. Damit deine Heiligkeit das, was ich nur kurz und mittelmäßig gesagt habe, ausführlicher und besser lesen möge, so werde ich dir nächstens die Bücher schicken, welche der heil. Bernhard dem Pabst Eugen III. überreicht hat." — Als Pabst Eugen IV. bereits die Kirchenversammlung nach Ferrara, von welcher im Leben K. Albert II. eine Meldung geschah, ausgeschrieben hatte, schrieb dieser Ambrosius an den Pabst*): „Wenn ich aus dem, was zuletzt geschehen ist, (es waren nämlich die Instrumente der Vereinigung der katholischen und griechischen Kirche den 5. und 6. Juni 1439 wirklich unterzeichnet worden) den göttlichen Willen zu errathen wagen darf, so glaube ich, darin eine Warnung zu finden, daß wir jetzt nicht zuerst an die irdischen und vergänglichen Angelegenheiten denken, sondern alle unsere Gedanken auf die Besserung unsers Innern wenden sollen. Eure Heiligkeit darf keinen Zweifel hegen, daß, wenn

*) Epist. p. 58 — 63.

sie ihre ganze Sorgfalt auf die Herstellung der Kirche, und der verfallenen Sitten der Geistlichen hinlenkt, und alle andere Betrachtungen, die, mit dieser verglichen, elend und unwürdig sind, bei Seite legt, alsdann auch das Zeitliche einen viel glücklichern Fortgang, und Ausgang, als sonst, haben werde. Eben so gewiß werden alle Gegner zu den Füßen eurer Heiligkeit zusammenstürzen, sobald sie sehen, daß der heilige Vater nicht bloß mit Worten, sondern in der That, an einer dauerhaften Erneuerung des Gebäudes der Kirche arbeitet. Es ist hohe Zeit, daß die Verbesserung der Kirche von ihrem Haupt ausgehe; und du mußt also, heil. Vater, von dir selbst und von deinem Herzen anfangen, bevor du das, was außer dir ist, heilen kannst; du mußt nothwendig alles vermeiden, und wegschaffen, was auch nur das kleinste Aergerniß geben kann. So habe ich von vielen gehört, daß sie durch die Pracht der Kleidung und der Gefolge der meisten Kardinäle und Prälaten beleidigt werden. Man sagt, daß die rothe Farbe nur dem Pabst zukomme, und daß man auch fast bis auf die Zeit deiner Erhöhung darauf gehalten habe, daß kein Kardinal einen rothen Mantel tragen durfte. Am meisten tadelt man die langen Schweife, wie man sie nennt, die vier bis fünf Ellen nach-

geschleppt werden. Dieß fällt alles um desto mehr auf, wenn man damit die Einfalt der Kleidung der Griechen vergleicht. — Die Simonie, worüber man so laut klagt, muß unter deiner Regierung gänzlich abgeschafft werden, und du mußt nicht zugeben, daß deine Reinheit durch einen solchen Schandfleck beschmutzt werde. Ich weiß es aus mehreren deiner Reden, daß du das Laster der Simonie im höchsten Grad verabscheuest, und eben deswegen mußt du darnach streben, daß das Haus des Herrn nicht länger eine Wechselbank bleibe *)." —

Der gemeinschaftliche Zweck sowohl des römischen Hofes, als der Kirchenversammlung zu Basel hätte demnach darin bestehen sollen, daß jene dringenden Beschwerden, die Annaten, Anwartschaften und Vergebungen geistlicher Pfründen von Rom aus u. dgl. betreffend, aufgehoben und abgestellt bleiben, und dann daß eine zweckmäßige Sittenverbesserung der Geistlichkeit mit wahrem Ernst vorgenommen werden sollte. Doch vorher mußte der Pabst Eugen mit der Kirchenversammlung ausgesöhnt werden, was nach dem Schritt, den diese neuerdings wider den Pabst sich erlaubt hatte,

---

*) Epist. 64. 65.

um noch viel schwerer war. Die Sache wurde auf einem Reichstag zu Mainz den 1. Hornung 1441 in Berathschlagung genommen, bei welcher die deutschen Fürsten in der Hauptsache auf ihrem Entschluß, den sie bereits unter K. Albert II. gefaßt hatten, beharrten, daß nämlich zur Herstellung der Ruhe eine allgemeine Kirchenversammlung, in einer Stadt, welche entweder beide Partheien, oder eine derselben, oder der Kaiser ernennen sollte, im folgenden Jahre gehalten werden müßte; aber dieser Entschluß wurde von beiden Partheien neuerdings abgelehnt. Da man deutscher Seits gleichwohl keinen bessern Vorschlag machen zu können glaubte, und noch nach einigen Jahren auf einer Reichsversammlung, welche im J. 1444 zu Nürnberg gehalten wurde, auf demselben bestand, so schickte K. Friedrich III. seinen geheimen Sekretär, den berühmten Aeneas Sylvius, einen gelehrten, scharfsinnigen, in Staatsgeschäften überaus erfahrenen Italiener, an den Pabst Eugen IV., mit dem Auftrag, ihn zur Einwilligung für eine neue allgemeine Kirchenversammlung zu bewegen. Aeneas Sylvius hatte sich bisher den Vätern zu Basel eben nicht abgeneigt gezeigt, und er war am päbstlichen Hofe dafür bekannt; aber er wußte den Pabst durch eine äußerst demüthige, und die unumschränkteste Ergebenheit

bezeigende Anrede sich vollkommen geneigt zu machen, und er schien demselben, in seinen geheimern Unterredungen, von den Gesinnungen des K. Friedrich III. eine dergestalt günstige Eröffnung und Abschilderung gemacht zu haben, daß dieser Pabst bald einen Schritt that, welchen er ohne das Bewußtseyn, daß er sich auf den Kaiser Friedrich III. zu verlassen hätte, schwerlich unternommen haben möchte; er gab nämlich im Jahre 1445 eine Bulle heraus, worin die Erzbischöfe Dietrich von Köln, und Jakob von Trier aus der Ursache, weil sie sich für das Concilium zu Basel, und den Gegenpabst Felix zu eifrig erklärt hatten, ihrer geistlichen Würden entsetzte, und das Erzbisthum Köln dem Prinzen Adolph von Cleve, das Erzbisthum Trier aber dem Bischof Johann von Cambray zusprach; aber diese Bulle wurde von K. Friedrich III., was auch von ihm gar nicht zu erwarten war, nicht im geringsten unterstützt, und auf die deutschen Kurfürsten machte sie einen ganz andern Eindruck, als den man sich zu Rom davon versprochen haben konnte. Die drei deutschen Erzbischöfe und Kurfürsten versammelten sich sogleich zu Frankfurt mit den drei weltlichen Kurfürsten, Ludwig von der Rheinpfalz, Friedrich von Sachsen, Friedrich von Brandenburg, ohne Beiziehung des K. Friedrich III.,

zu einem Kurfürstentag den 21. März 1446, und indem sie ihren Kurfürstenbund neuerdings festsetzten, beschloßen sie, nicht nur die zwei gekränkten Kurfürsten wider alle Eingriffe des Pabstes Eugen IV. zu schützen, sondern an diesen sich zu erklären: „daß er Bullen gebe von den Dekreten des Concilii zu Basel, mit solchen Unterscheiten, und in massen die durch Kunig Albert seligen und U. U. H. H. die Kurfürsten zu Menze (1439) ufgenommen worden sint, verschunge gegen die Nuwekeiten, die dazuschen (Neuigkeiten oder Abänderungen, welche inzwischen) als die Protestation hat gewehrt, u. noch wehren wirdet, gescheen waren, oder noch gescheen, und auch den Versorgnissen, nach notdurfft unser Nation, als das in Schrifften begriffen ist. Und so Babst Eugenius solichs also getan, und die Bullen auf die gemelten Zit ungeverlich also unseren Herren geantwort hedte, so salte man Jne für eynen Babst halten, und ime gehorsam sin; u. doch in dem künftigen Concilio der Eriberunge der obgemelten Zweitracht in der heil. Kirche entstanden, warten; und was also in demselben Concilio wirdet ercleret, das sollen Electores eyntrechtiglichen ufnemen u. halten; und sollen auch zu diesenselben Concilio merglich u. treflichen schigken, also daß die Jren auf den letstten Tag des Aprils anni (1447)

do sin." Unter den Iren verstanden die sechs Kurfürsten ihre Gesandten, welche sie an Pabst Eugen IV. mit den Beschlüssen ihres Vereins abschickten, deren Inhalt sie dergestalt geheim hielten, daß, da sie vor der wirklichen Absendung ihrer Gesandten den K. Friedrich III. zum gemeinschaftlichen Beitritt ersuchten, und derselbe sie zur Eröffnung und Ueberlegung ihrer Anträge an sechs seiner Räthe anwies, diese schwören mußten, den Inhalt geheim zu halten. K. Friedrich trat aber dem Verein der Kurfürsten nicht nur nicht bei, sondern ließ (gemäß des Zeugnisses des Gobellinus) den Pabst von dem Vortrag, welchen ihm die kurfürstlichen Gesandten zu machen kamen, unterrichten, zugleich aber demselben auch anrathen, zur Vermeidung einer noch allgemeinern Trennung, die Kurfürsten nicht auf die Seite zu setzen, und ihnen vor allen Dingen die Wiederherstellung der zwei geistlichen Kurfürsten zuzusagen. Die kurfürstlichen Abgeordneten erhielten auch diese Zusage wirklich, und es wurde ihnen bedeutet, daß, weil sie zum gänzlichen Abschluß endlicher wechselseitiger Bedingnisse keine hinlängliche Vollmacht mitgebracht hätten, der Pabst selbst eine Gesandtschaft zu einem Reichstag, welcher noch im J. 1446 zu Frankfurt gehalten werden sollte, abschicken würde. Auf diesem Reichstag, welcher

zu Frankfurt den 1. Sept. eröffnet, und welcher von den Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln und der Pfalz in Person, von K. Friedrich III., dann den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg durch Gesandte besucht wurde, schien die Sache für Pabst Eugen den IV. eben keine günstige Wendung zu nehmen. Die kurfürstlichen Abgeordneten klagten über die geringe Achtung, mit welcher man sie am päbstlichen Hofe behandelt hätte, und darüber wurde die Unzufriedenheit der anwesenden Kurfürsten so sichtbar und laut, daß die Sache neuerdings sich zerschlagen haben möchte, wenn es nicht dem klugen und beredsamen Aeneas Sylvius gelungen hätte, erst den Kurfürsten von Mainz (Aeneas Sylvius bestach, wie er selbst sagt, die vier Räthe des Kurfürsten mit 2000 Goldgulden) und durch diesen die übrigen Kurfürsten dahin zu bringen, daß sie nicht nur die Berathschlagung fortsetzten, sondern auch dahin einhellig wurden, sich einige Milderung jener Bedingnisse und Ausdrücke, welche im Inhalt und Aufsatze ihres Kurvereins vorkamen, gefallen zu lassen, und mit diesem Auftrag eine neue kurfürstliche Gesandtschaft, welche Aeneas Sylvius begleitete, abzuordnen, und sich vom Pabst Eugen IV. diese ihre Fürstenconcordata, oder eigentlich jene ältere Concordata (welche unter Kaiser Sigmund mit

Pabst Martin V. den 20. Hornung 1418 auf fünf Jahre, nach deren Verlauf, gemäß der am Ende angehängten Clausel, jede deutsche Kirche und darin vorgenannte Person die freie Macht haben sollte, sich seines Rechtes zu bedienen, abgeschlossen, im J. 1439 auf dem Reichstage zu Mainz neuerdings behauptet, und im letztern Kurfürstenverein zu Frankfurt den 21. März 1446 standhaft aufgestellt, und auf dem eben genannten Reichstag daselbst von den bevollmächtigten päbstlichen Gesandten anerkannt worden waren) zur gänzlichen Beseitigung aller Irrungen für die Zukunft bekräftigen zu lassen. Pabst Eugen IV. fertigte auch wirklich den, nach Rom gekommenen, deutschen Gesandten über jeden Punkt eine besondere, und überhaupt vier Bullen aus. In der ersten Bulle versprach er die Wiedereinsetzung der Kurfürsten von Köln und Trier, sobald sie ihm den vollkommenen Gehorsam werden geleistet haben. In der zweiten versprach er, binnen zehn Monaten eine Kirchenversammlung zusammen zu rufen; auch erklärte er sich in Betreff der Konstanzer Dekrete und aller rechtmäßigen Concilien, daß er sie so, wie seine übrigen Vorfahrer, von deren Fußstapfen er sich keineswegs zu entfernen gedenke, annehme und verehre. In der dritten Bulle bekräftigte er die Gültigkeit der von der deut-

chen Nation angenommenen Basler Decrete, doch mit dem Beisatz, daß er, weil vieles, was die Rechte des römischen Stuhles kränket, darin vorkäme, Gesandte nach Deutschland schicken wolle, um sowohl über den Gebrauch der Dekrete, als über die ihm versprochene Provision mit der Nation etwas Bestimmteres zu beschließen. In der vierten Bulle endlich bekräftigte er allen während der Neutralität vorgegangenen Wahlen, Beneficienvergebungen, Richtersprüchen u. dgl. ihre Gültigkeiten. Während der Abschließung und Ausfertigung dieser Bullen befand sich Pabst Eugen IV. gefährlich krank, und starb einige Tage darauf den 22. Horn. 1447, als ihm die deutschen Gesandten im Namen des K. Friedrich, und der deutschen Nation die Obedienz geleistet hatten. Sein Nachfolger, Nikolaus V., versäumte nicht, bald nach seiner Erhebung auf den päbstlichen Stuhl eine Gesandtschaft nach Deutschland zu schicken, theils um diejenigen deutschen Fürsten, welche die vormalige Neutralität noch nicht aufgegeben, und seinem Vorfahrer noch nicht beigestimmt hatten, dazu zu bewegen, theils um wegen der versprochenen Provision, welche an die Stelle der Annaten treten sollte, das Weitere zu berichtigen. K. Friedrich III. veranstaltete nach Aschaffenburg im Mainzischen eine Versammlung, bei

welcher auch jene Reichsstände, welche bis dahin noch bei jener Neutralität verharrten, aus Liebe zu einem baldigen allgemeinen und dauerhaften Frieden sich entschloßen, den Nikolaus V. für den rechtmäßigen Pabst zu erkennen. Da es nun darauf ankam, daß zur thunlichsten näheren Berichtigung oder Ergänzung der frankfurtischen Fürstenconcordate geschritten, und hauptsächlich, daß die dem römischen Stuhl versprochene Provision oder Wiedererstattung statt den Annaten von Seite Deutschlands ausgezeigt würde, so wurden vom K. Friedrich III., und von den deutschen Kurfürsten und Fürsten, unter der Anleitung des Aeneas Sylvius, die Aschaffenburger-Dekrete errichtet, deren wesentlicher Inhalt darin bestand, daß die kanonischen oder Kapitelwahlen in allen deutschen Kirchen, Kapiteln und Communen ohne allen Unterschied wieder eingeführt; daß die Fürsehungen ex Curia, Gnaden, Anwartschaften eingestellt und aufgehoben; daß dem römischen Stuhl allein das Recht vorbehalten seyn soll, diejenigen deutschen Pfründen zu vergeben, deren Besitzer zu Rom, oder in dem Bezirke von zwei Tagreisen um diese Stadt, sterben würden; dann diejenigen, welche durch Absetzung oder Versetzung, welche der heil. Stuhl mit dem Besitzer vorgenommen, erledigt seyn würden; ferner diejenigen, welche

der heil. Stuhl wegen eines in der Kapitelwahl vorgegangenen Fehlers oder Nullität für ledig erklären würde; daß die in den Monaten Jänner, März, May, Juli, September, November, welche man päbstliche Monate nannte, ledig werdende Canonikate, Pfarreien, und geringere Pfründen (wenn diese Monate von einem Landesfürsten, wie z. B. in Bayern der Fall ist, nicht präscribirt sind) von dem päbstlichen Stuhle vergeben werden; daß dieser päbstliche Stuhl statt der Annaten eine gewisse, und den Einkünften der Pfründe gemäße Summen erhalten, diese Summen aber in zwei gleichen Fristen binnen Jahreszeit bezahlt, diese Summen aber, wenn eine Pfründe in weniger als zwei Jahren verschiedenemale erledigt würde, nicht öfter, als Einmal gefordert werden sollen. Diese Schlüsse wurden den 17. Horn. 1449 dekretirt, den 10. März darauf durch eine päbstliche Bulle bestätigt, und auf diese Weise wurden die berühmten Concordata Germaniae, welchen die Schlüsse des frankfurtischen Fürstenvereins, und die vorgehenden Baslerschlüsse, als Regel, die Aschaffenburgerschlüsse als Ausnahmen zum Grund liegen, geschlossen. Die Reformation der Geistlichkeit, nämlich ihrer damaligen Sitten, über welche allenthalben laute Klagen geführt wurden, unterblieb. Die Kirchenver-

sammlung der zu Basel noch immer versammelten Väter zerfiel nun von selbst; doch gaben sich diese Väter viele Mühe, daß es wenigstens mit Anstand geschehen möchte. Als ihnen K. Friedrich, was er bereits 1448 that, das sichere Geleit aufkündigte, und ihnen, da sie dessen ungeachtet versammelt blieben, mit der Reichsacht drohte, verlegten sie ihren Versammlungsort nach Lausanne, und hier suchten sie vor allem ihren Pabst Felix, dessen fernere Unterstützung ihnen unmöglich geworden war, dahin zu bereden, daß er freiwillig abdanke. Als Felix seine Würde, statt welcher er die erste Stelle unter den Kardinälen erhielt, niedergelegt hatte, erklärten sie den päbstlichen Stuhl für erledigt, und schritten dann zu einer neuen Pabstwahl, bei welcher sie sich auf den schon vorhandenen Pabst Nikolaus V. vereinigten. Diesem huldigten sie auch sogleich, und beschloßen dann ihre Kirchenversammlung den 25. April 1449.

Da übrigens mit den Aschaffenburger-Concordatis nicht alle einzelne deutsche Fürsten verstanden waren, vielleicht auch in Rom einige Ausdehnungen derselben versucht worden seyn mögen, so äußerten einige Fürsten bald wieder ein lautes Mißvergnügen wider dieselben, und als nach dem Hintritt des Pabstes Nikolaus V. im Jahre 1455 Pabst Calixt III. den

päbstlichen Stuhl bestieg, machten sie zur Abänderung der bestandenen Concordate dergestalt ernsthafte Bewegungen, daß K. Friedrich III. bereits schon wieder dahin gestimmt zu seyn schien, mit ihnen eine gemeinschaftliche Sache zu machen; allein der beredsame Aeneas Sylvius verhinderte den Ausbruch der neuerdings vorgebrachten Beschwerden, und als derselbe, nach dem Tod des Calixt, im Jahre 1458 unter dem Namen Pius II. selbst Pabst geworden, war an eine weitere Neuerung nicht mehr zu denken.

Ungleich wichtiger, als alle die schwer zu entwickelnden Geschäfte, welche die deutschen Fürsten für wichtig hielten, schienen dem K. Friedrich III. seine Absichten, welche er in Italien ausführen wollte, am Herzen gelegen zu seyn. Diese bestanden darin, daß er die Tochter des Königs Eduard, und Schwester des regierenden Königs Alphons V. von Portugal, Eleonora, heirathen, und dann in Rom sich krönen lassen wollte. Hier hatte er weder uneinige deutsche Reichsfürsten, noch sonst schwierige Unterhandlungen, wohl aber prächtige Einzüge, und Feierlichkeiten, bei welchen er im vollen Glanz erscheinen konnte, zu erwarten. Zwar hatte sich in Italien vorlängst ein Vorfall, bei welchem die ganze Thätigkeit des deutschen Monarchen aufgefordert wurde, er-

eignet; allein dieser war auf eben die Art, wie sich unter K. Friedrich III. viele andere Dinge beilegten, so viel, als geendigt. Im Jahre 1447 war der Herzog von Mailand, Philipp Maria, mit Tod abgegangen, und da mit diesem Herzog der viskontische Mannsstamm erlosch, so fiel das Herzogthum als ein deutsches Lehen, an den deutschen König und das Reich zurück; allein die Italiener schloßen aus dem, was die Deutschen seit einiger Zeit für die Bezähmung der Lombardei gethan hatten, nicht mit Unrecht auf das, was sie jezt thun würden, und es thaten sich nicht weniger, als drei Partheien hervor, welche darauf Ansprüche machten. Der Herzog von Orleans, Karl, gründete seine Forderungen auf die Ehepacten seiner Mutter Valentina, welche eine Schwester des lezten Herzogs war. Der König Alphons von Arragonien und Neapel berief sich auf ein Testament des lezten Herzogs. Während diese Herren damit umgiengen, ihre Ansprüche rechtsgültig auseinander zu sezen, that sich ein Officier von gemeiner Herkunft Franz Sforzia, der sich aber, nach dem Beispiele seines Vaters, durch persönliche Tapferkeit dergestalt ausgezeichnet hatte, daß ihm der lezte Herzog seine uneheliche Tochter, Blanca Maria, zur Gemahlinn gab, hervor, und bemächtigte sich (indem die Stadt Mai-

land, welche sich anfangs für eine Republik, nachher aber sich für K. Friedrich III. erklärte, dessen Hilfe verschiedene Male vergeblich anflehte) mit gewaffneter Hand aller mailändischen Plätze, und der Stadt Mailand selbst, in welche er im Jahre 1450 einen prächtigen Einzug hielt, ohne daß K. Friedrich III. während dieser Begebenheiten etwas anders that, als daß er ein paarmal Gesandte nach Mailand schickte, und es mündlich zum Gehorsam ermahnen, und dann, daß er sich, während seiner Reise durch Italien, nicht einmal in Mailand sehen ließ, um dem neuen Herzoge seine Ungnade zu verstehen zu geben; aber nun diese Reise selbst war für ihn desto erfreulicher. Schon im J. 1451 hatte er den Aeneas Sylvius zum König Alphons von Sicilien, welcher der Oheim der Prinzessinn Eleonora war, nach Neapel, als in welcher Stadt eben Gesandte des regierenden Königs von Portugal Alphons V. anwesent waren, geschickt, und Aeneas, nachdem er das Geschäft in Richtigkeit gebracht, hatte sich hierauf nach Rom, zum Pabst Nikolaus V. begeben, an welchen er in seiner Rede an denselben die Bitte stellte*), daß er den K. Friedrich III. zum Kaiser

*) Frehe. T. II. p. 21.

krönen, und eine allgemeine Kirchenversammlung, welche die uneinigen christlichen Fürsten zur Eintracht vermögen, die verderbten Sitten der Geistlichkeit und des Volkes verbessern, und die Freiheiten der gedrückten Kirche wieder zurückführen sollte, zusammen berufen, und zwar daß er Deutschland zum Versammlungsort wählen möchte. Sobald wegen der künftigen Krönung alles in Richtigkeit war, so schickte K. Friedrich zwei Theologen, als Gesandte, nach Portugal, deren der eine Jakob Motzius sowohl an den König Alphons, als auch an die Prinzessinn Braut, in Gegenwart der königlichen Minister und Räthe, eine lateinische Rede hielt *), worin er dem König ins Angesicht sagte, daß es vor allen Dingen seine Schuldigkeit wäre, ihn zu loben, das königliche Geschlecht recht herauszustreichen, und die Größe seines Reiches und seiner Macht anzurühmen; denn dieß pflegten alle Gesandte zu thun, wenn sie vor den Fürsten, an welche sie abgeschickt würden, erschienen; aber die königliche Milde, fährt er fort, werde ihm verzeihen, wenn er eine für seine Schultern zu schwere Last ablehne; denn dessen königliche Durchlauchtigkeit besäße so aus-

---

*) Frehe. p. 15.

nehmend glänzende Eigenschaften, die Namen ihrer Voraltern wären dergestalt verherrlicht, und der Ruhm, die Macht und Vortrefflichkeit ihres Reiches wären so groß, daß er gar keine Worte fände, um dieselbe zu schildern; dazu würde ein großer Redner, eine ganz besondere Beredsamkeit, und ein überströmender Reichthum an Ausdrücken erfordert, wenn man die Größe der Sache durch Schilderung erreichen wollte. Der Prinzessinn hielt er, während seiner Rede an sie, den Trauungsring vor, „und, sagte er, ich ermahne dich, du edelste Jungfrau, du vor allen die einzige und auserlesenste, du wollest an diesem Ring, den du nun zum Zeichen deiner Vermählung erhalten wirst, ganz kurz zwei Dinge betrachten, die Materie und die Form. Die Materie ist von Gold, die Form ist ein Zirkel. Sieh, wie zierlich und schicklich diese zwei Eigenschaften mit der Vermählung, von welcher jetzt die Rede ist, übereinstimmen; denn, gleichwie das Gold alle Metalle übertrifft, so übertrifft deine vortreffliche und bewunderungswürdige Schönheit alle Jungfrauen, welche man in unsern Zeiten für schön hält. Vom Aufgang der Sonne bis zum Untergang ist keine Jungfrau, welche mit dir an Anmuth, Sitten und Klugheit in einigen Vergleich kommen könnte. Mit Recht schickt sich also auf

dich das Gold, aber auch der K. Friedrich ist desselben würdig, indem er durch seine königliche Würde erhaben, wie die Sonne unter den Sternen, so sich unter den übrigen Mächten herrlicher und erhabener emporhebt, glänzend durch seine Eigenschaften, und durch seine Macht verherrlicht, ein Mann von mittlerm Alter, emporgerichtetem Körper, einem freundlich lächelnden Angesicht, und einem prächtigen Hauptthaar, überall ohne Mackel, ganz ähnlich dem Gold. Aber was bedeutet die Gestalt, die Zirkelform des Ringes? Gleichwie diese Form kein Ende hat, und überall in sich zurückkehrt, so muß die eheliche Liebe brennend, keusch, beharrlich, allzeit in sich zurückkehrend seyn." — K. Friedrich III. begann seine Römerreise mit dem Ausgange des Jahres 1451. Da er keine Armee, wie die meisten der vorigen deutschen Könige, sondern nur ein Ehrengefolg von ungefähr tausend Mann mit sich führte, so machte man in ganz Italien alle nur erdenkliche Anstalten, um ihn mit einer Pracht, welche seiner Majestät würdig wäre, zu empfangen, und mehr, als ein Augenzeuge, beeiferte sich, von diesem glänzendsten aller Römerzüge der Nachwelt Beschreibungen zu hinterlassen, von deren einer *) hier (einiger

---

*) Gustav Georg Königs von Königsthal ꝛc. Nachlese in den Reichsgeschichten ꝛc. unter der Re-

Leser willen) so vieles ausgehoben werden soll, als erforderlich seyn dürfte, sich das Ganze vorstellen zu können. Wo er in einer Stadt ankam, zog ihm die Klerisei mit Prozessionen entgegen, und die Vorsteher der Städte überreichten ihm ehrerbietigst die Schlüssel. Als er nach Padua kam, sind, „all Bürger, reich und arm, Frawen und Kind auf Ir Knye nidergeknyett, als ob Got selber were komen, möcht man nit grosser Eren erboten haben." Mit dieser, den Italienern in ältern Zeiten nicht unbekannten, Ceremonie empfieng man den K. Friedrich fast in allen Städten, wie man dann auch darin den alten Gebrauch beobachtete, daß man ihn und sein Gefolg überall auch selbst in dem päbstlichen Gebiet, frei hielt. In allen Städten fand er schon wieder neue Abgeordnete von den benachbarten Ländern, welche ihn mit allen ersinnlichem Gepräng in ihr Vaterland begleiteten. Zu Florenz erwarteten ihn zwei Kardinäle, deren einer des Pabstes Bruder, der andere der Kardinal von St. Angeli war, als päbstliche Abgeordnete, die ihm, bis zu seinem Einzuge in Rom, nicht mehr von der Seite kamen, wie

---

gierung Kaiser Friedrichs III. Frankfurt a. M. 1559. S. 1 u. w.

ihn dann unaufhörlich eine glänzende Anzahl von Fürsten, Grafen und Botschafter umgab, und begleitete. In jener Stadt erhielt er die erste Nachricht von der Ankunft seiner königlichen Braut zu Pisa, wohin er sogleich eine prächtige Gesandtschaft, bei welcher sich der Bischof von Regensburg, der Herzog von Teschen, der Burggraf von Magdeburg, und viele andere vom vornehmsten Range befanden, abordnete, sich selbst aber nach Sienna, wo er die Braut empfangen wollte, begab, mit welcher, „aus ihrer Haymat ain mechtiger Erzbischoff komen, vnd ain Marggrave gar ain köstlich Man, vnd mer dann achzig Ritter, und Edelman gar kostlich mit guldiner Gewandt, vnd in Samat geklaidt, vnd vil guldiner Halßband, vnd mer dann vierzig Junckfrawen kostlich in guldem gewannt vnd Samat geklaidt, darunter ain mechtige Greffin gewest ist, vnd Irs Volcks zu Roß und zu Fuß ist mer dann siebenhundert Person gewest." Zu Sienna haben die Bürger den K. Friedrich empfangen „so kostlich mit so grossen frewden, mit so ganzer Begird, frawen vnd Man, Jung und allt, gaistlich vnd weltlich mit der Procesſ vnd allem Heiligthumb, vnd meniclich yederman da lobt den Kunig, vnd all Gassen bestrewt mit grünem graß und pawin (Bäumen) von einem Haws zu dem ann=

dern vberzogen mit grünem puchspawm vnd mit kostlichen Tüchern die Hewser behanngen gar kostlich." Als die Königinn ankam, ritten ihr die Bürger von Sienna entgegen, und knieten vor ihr nieder. Dieselbe wurde hierauf nach der Reihe von vielen Prinzen, Bischöfen und Botschaftern, dann von K. Friedrich, ihrem Bräutigam, und endlich von der Priesterschaft, und dem gesammten Volke begrüßt. Man führte die Königinn „unter einem kostlichen guldein Himel in die Statt für den Thumb, da ist ein grosser plaz, da hatt man zumal ain kostlich Spil vnd Tabernackel zugericht. Auf dem Tabernackel saß ain Junckfraw kostlich angeleyt, vnd hatt ain guldine Kron auf irem Haubt, vnd zu der Junckfrawen hett man schön Knaben als Engel gemacht mit guldin Flügeln, vnd hetten guldin Kron auff ihren Haubten, vnd was ain groß Rede zugericht, vnd die Engeln waren in Sillen gemacht, vnd swungen sich, und flugen vnd swebten also in den Lufften in der Höhe auf vnd abe, und sungen da mit süsser Stim, vnd hetten vil Instrument, damit hofierten sy." Nachdem sich K. Friedrich auf Kosten der Bürger vier Wochen zu Sienna belustigt hatte, zog er endlich in das päbstliche Gebiet ein, wo bereits alle Anstalten getroffen waren, ihn mit der prächtigsten Gastfreiheit zu em=

pfangen. Am Abend, da er vor Rom anlangte, stieg er in einem für ihn, und die Königinn in einem andern, für sie zubereiteten Pallast ab; das Gefolg aber blieb unter kostbaren Zelten, wo man das Reichspanier mit einem einfachen Adler aufsteckte, und sich auf den andern Tag zum Einzug vorbereitete, welcher (nachdem K. Friedrich zuvor dem Pabst und der römischen Kirche seinen Schutz, und den Bürgern ihre Freiheiten eidlich zugesichert hatte) mit einer Pracht, bei der man von allen Seiten alles Mögliche erschöpfte, den 9. März 1452 vor sich gieng. „Der Kunig rait ain kostlich verdackt (bedecktes) roß, vnd zumal ain kostlichen guten Satel mit vil edlem Gestein, zumal kostlich Stegraiff und Sporn, vnd gar ain kostlichen Zawm, und hett der Kunig ain prawn kostlichen Rock mit Gold an, ain kostlich Halspannt, vnd ain kostlichen Kranz umb ain schwarzen Hut, das man achtet die zier an Im vnd am roß pesser dann zweimaln hundert tausent Ducaten mit sampt dem Swert, hinten an dem Kunig ritten dann die Fürsten, geistlich und weltlich, und an des Kunigs seitten zwen Cardinal, gar kostlich. Die Kunigin saß auf einem gannz verdackten Roß mit guldenn Tuch, vnd hett ain kostlichen guldin Mantel in plab an, vnd ain kostlich Halspannd am Hals, vnd die von Potendorff Ihr

Hofmeisterin vnd vil Junckfrawen kostlich mit guldin und samattin Kleidern. vnd kostlich ihre roß mit kostlichen Satteldecken, zawmen, vnd geraiden. vnd neben ainer yglischen Frawen und Junckfrawen ritten zwen ritter an yglichen seitten ainer. — Vnd also mit solcher Ordnung und Zierheit raitt der römisch Kunig ein zu Rom zu dem Thor zunechst der Engelburgk, das von den alten Römern meniclich sprach. Das kein römischer Kunig zu empfahen das Kayserthumb in vil hundert Jahren wer so mochticlich, so zierlich, so kostlich, und so wol geordnet in Rom komen, vnd funden das auch in ire Coroniken nyndert so kostlich mit so vil mechtigen Hern an mennigklichs Irrunge. vnd dem alle welische Lannd so gehorsam vnd so günstig weren, wann von allen fürsten vnd Commun in allen Welischen Lannden Ir mechtig pottschafft vnd Ambassador da gehabt haben, vnd da der Kunig zu dem Thor kam, do waren all Prelaten, all Priesterschafft, vnd zumal vil Bischoff, Brobst, Abbt, vnd Chorherren, vnd vil geistlicher Orden, mit allem Heiligthumb, vnd kostlichen Ornaten vil Himel vnd vil gezeldt von Gold vnd Silber, vnd Seiden, das man als enttgegen da dem Kunig trug. Das fürwar gros kostlich vnd vil ist, vnd wer got selbs komen, man möcht Im grösser Ere nit haben erpotten, darnach

die mechtigen Römer, vnd die mechtigen Burger alle kostlich ain groß Volk dick und kostlich mit In ainer lanngen Shar, vielen (fielen) auf ire Knie, vnd empfiengen den Kunig, vnd all mechtig Römerin, Frawen und Junckfrawen. zumal ain grosse Shar, den man fürwar in dem ganzen Kunigreich kaum so vil solt vinden, die sich so demüticlich erputten, knyent vnd so erlich empfiengen sie den Kunig." — Der Zug gieng nach dem Münster zu St. Peter. „Auff der Stiegen vor St. Peters Münster was ain grosser Tabernackel zuberait, da saß vnnser heiliger Vater der Babst auff, vnd all Cardinal. vnd der Patriarch vnd zumal vil bischoff vnd hetten all kostlich Ornat an, vnd Ir Inffeln auff Irn Hawbten. Also stund der Kunig ab zu füssen, vnd die Bischof vnd Kardinal giengen dem Kunig entgegen, vnd fürten In die Staffel hin, da stund der heilig Vater der Babst auff zu dm Kunig, vnd empfieng In demüticlich, vnd der Kunig kust vnnsern heiligen Vater, den Bast, vnd laß da der heilig Vater lang ob Im dem Kunig. darnach nam In der Babst vnd setzt In zu Im." — Die nachfolgenden Fürsten küßten dem Pabst den Fuß, und die rechte Hand. Nun gieng die Procession in die prächtigst gezierte und beleuchtete St. Peterskirche, und darauf nach

den Quartieren, welche für sämmtliche hohe Gäste auf das prächtigste zugerichtet waren. „vnd zu mayst all Nacht kam vnnser heiliger Vater der Pabst zu vnnserm Herrn dem Kunig, vnd waren offt zwo Stund allain beieinander, vnd hetten gros gemain vnd Red mit einander.“ Den 14. März 1452 wurde K. Friedrich vom Pabst mit der mailändischen Krone, welche von Gold, Silber und Stahl war, zum König von Italien gekrönt; den 16. März wurde er vom Pabst mit der Prinzessinn Eleonora vermählt, und den 17. zum römischen Kaiser, so wie Eleonora zur Kaiserinn gekrönt, in Gegenwart von mehr als dreihundert Kardinälen, Erzbischöfen und Bischöfen, und unzähliger Grafen, Botschafter, und Edler, und mit Feierlichkeiten, bei denen die Einbildungskraft beinahe ermüdet. Zu dieser Kaiserkrönung hatten die Nürnberger die Reichsinsignien nach Rom gebracht. Die Kaiserin zog sich nach den geendeten Ceremonien in ihren Pallast zurück, „vnnser heiliger Vater, der Babst, all Cardinal und Bischoff giengen mit dem römischen Keyser Friederich bis für sannd Peters Kirchenn vnd ab vill Staffeln, vnd gab vnnser heiliger Vater der Babst vnnserm Herren dem römischen Keyser Friedrich die guldin Rosen, die man gewöndlich alle Jar gibt, am Sonntag nach letare.“

Der Pabst und der Kaiser ritten hierauf unter einem Baldachin der Tyberbrücke zu, wo der Pabst zurückkehrte, der Kaiser aber das kaiserliche Reichspanier mit dem doppelten Adler, wie auch die St. Georgfahne fliegen ließ, und viele Fürsten, Grafen, Herren und Edelleute zu Ritter schlug *), dann die Krone auf dem Haupt, und die goldene Rose in der Hand, den Weg, auf welchem ein kaiserlicher Kämmerer goldene und silberne Münzen warf, nach der Kirche St. Johann von Lateran, und von dieser nach Hause nahm.

Nach einem achttägigen Aufenthalt in Rom kehrte K. Friedrich über Neapel, wo er dem König Alphons, dem Mutterbruder der Kaiserinn einen Besuch machte, dann über Venedig, Portenau, durch Friaul, Kärnthen und Steiermark nach Wienerischneustadt zurück, wo er am Ende des Sommers 1452 anlangte. Diese Vermählungs= und Krönungsreise war für den K. Friedrich unstreitig die erfreulichste

*) Von den Bayern wurden zu Ritter geschlagen: „Hanns Frawnberger vom Hag. Jorig Kloßner. Hanns Seubaltstorffer. Parcifal Aichberger. Wilhelm Truchtlinger. Heinrich Notthafft. Hanns von Preyßing. Parcifal Zenger. Ruprecht Nußdorfer. Veyt Ahaimer. Spilberger. Hanns Mareltinger. Hanns Vogt von Salzburg. Wilhelm Diepolzkircher.“

Begebenheit, welche ihm während seiner langen Regierung zu Theil wurde, wie dann auch seine Krönung zum Kaiser in Rom die letzte Kaiserkrönung in dieser Stadt gewesen ist.

Kaiser Friedrich wurde bei seiner Ankunft zu Neustadt mit der Bestätigung der für ihn schrecklichen Nachrichten, wovon man ihn bereits während seiner Heimreise unterrichtete, daß sich die Böhmen, die Ungarn und die Oesterreicher wider ihn empörten, empfangen. Zu seinem Trost und Glück war die Veranlassung dieser Empörungen so beschaffen, daß es nur bei ihm stand, derselben unverzüglich abzuhelfen. Die genannten Nationen forderten von ihm die Auslieferung ihres, wiewohl noch unmündigen Königs, Ladislaus, welchen K. Friedrich zu sich genommen, ihn auch mit sich nach Rom geführt, und dessen Entlassung von seiner Vormundschaft er bis dahin wiederholtermalen standhaft abgeschlagen hatte.

Was zuerst die Böhmen betraf, so haben diese den jungen König aus dem dringenden Beweggrund, daß ihre einheimischen Unruhen durch die Gegenwart ihres künftigen Monarchen, als welcher doch auch ihre Sprache erlernen, und in seiner Jugend mit ihren Sitten und Verfassungen bekannt gemacht werden sollte, zuversichtlich gehoben werden würden, mehr als Einmal verlangt. Ihr Statthalter,

Georg von Podiebrad, wiewohl er mit allen Eigenschaften eines großen Mannes versehen, und ein kluger Staatsmann, und ein tapferer Krieger war, konnte das Feuer der veralteten Zwietracht unmöglich in die Länge dämpfen. Man schlug bereits von vielen Seiten eine neue Königswahl vor. Man verbreitete vollends die Nachricht, daß der junge König gestorben wäre, und ohne die edle Sorgfalt des Georg Giskra von Brandeys, welcher nach Neustadt reiste, um sich mit seinen Augen von der Wahrheit der Sache zu überzeugen, ohne die rührende Schilderung, welche derselbe von dem Edelmuth des jungen Herrn zurückbrachte, möchte die Sache ziemlich ernsthaft betrieben worden seyn. Giskra fand den Prinzen zu Neustadt unter der Aufsicht des Grafen Kaspar Schlick, und Aeneas Sylvius; er umarmte den Prinzen, und sagte: „Endlich sehe ich sie doch, und darf sie umarmen, o mein König! O wenn sie wüßten, was ich ausgestanden, und wie viele Wunden ich bekommen habe, um ihre gerechte Sache zu unterstützen! Meine Wunden sind Zeugen davon. Ihnen und ihrem Vater habe ich mein Leben gewidmet. Weder Reichthum noch Gewalt kann mich von meinem Dienste für sie abwendig machen, und nur der Tod kann mich demselben entreissen. Sie sind noch zu jung, al=

les dieß einzusehen. Gott gebe, daß ich noch so lange lebe, bis sie ihren wahren Diener kennen lernen." Dann setzte er lächelnd hinzu: „Was für einen Lohn werde ich dann aber für meine Treue, für meine Bemühungen bekommen? Und welchen Sold werden sie ihrem Soldaten ertheilen?" Einer der Umstehenden sagte dem Prinzen: „Das ist der Mann, welcher für sie in Ungarn so lange gestritten hat; das ist ihr Feldherr, ihr Vertheidiger!" Der achtjährige Prinz griff bei diesen Worten in einen Beutel, worin nur sechs Silberpfenninge waren, und gab sie dem Giskra, welcher sie sodann in Gold fassen ließ, und am Halse trug. Die Nachricht, welche Giskra von der guten Gestalt, und dem noch bessern Benehmen des jungen Königs abstattete, besänftigte die mißvergnügten Böhmen eine kurze Zeit, befriedigte sie aber nicht. Auch lag ihren Unruhen nicht bloß die Abwesenheit des Königs, sondern auch und vorzüglich die Verschiedenheit ihrer Religionsgebräuche zum Grund. Der an sich vortreffliche Georg von Podiebrad war ein Utraquist oder Calixtiner, und gieng in seiner Eifersucht, und Furcht vor den Altkatholischen so weit, daß er (in der einmal angenommenen Meinung, daß nur jener Theil sicher bestehen könnte, der den andern unterdrückt haben würde) im J. 1449 der Stadt Prag, und des

Statthalters Meinhard von Neuhaus, eines Altkatholiken (dieser starb 1450, da er wieder in Freiheit gesetzt ward) sich bemächtigte, und auf einem allgemeinen Landtag zu Prag 1450 es dahin brachte, daß er vollends zum Statthalter des ganzen Königreichs gewählt, und bestätiget wurde. Auch kam seine Parthei, welche damals die herrschende war, mit dem Vorhaben einer neuen Königswahl wieder zum Vorschein, und Aeneas Sylvius, welcher von K. Friedrich nach Böhmen geschickt wurde, mußte seine ganze Beredsamkeit zu Hilfe nehmen, sie dießmal wieder zu beruhigen, was aber nicht hinderte, daß nicht von Zeit zu Zeit einheimische Unruhen und Gewaltthätigkeiten ausbrachen, und die Wünsche aller Theile, ihren König bei sich zu haben, sich erneuerten.

Mit den Ungarn hatten sich noch ungleich gräßlichere Auftritte ergeben. Die Königinn Elisabeth hatte sich, wie oben vorkam, mit ihrem Sohne Ladislaus kaum nach Presburg zurückgezogen, als der König von Polen Uladislaus in Ungarn ankam, und sich, mit der Krone, welche man von dem Haupte des ehemaligen ungarischen Königs St. Stephan nahm, zum König von Ungarn krönen, doch, durch die Vorstellungen eines päbstlichen Gesandten, sich bewegen ließ, bloß als Statthal-

ter im Namen des Ladislaus bis zu dessen Volljährigkeit zu regieren; allein dieser Vertrag gereute ihn bald wieder, und nach dem Hintritte der Königinn Elisabeth, welcher zu Rab in Ungarn ganz unvermuthet erfolgte, nahm er den königlichen Titel an, und bemächtigte sich der Regierung, welche er auch bis zum Jahre 1444, in welchem er, wie wir nachher hören werden, in einer Schlacht wider die Türken umkam, ausschlüssig behauptete. Die Ungarn beschloßen hierauf neuerdings, ihrem rechtmäßigen König getreu zu bleiben, und wählten in der Person des Johann Huniades oder Corvinus, als welcher bereits in vielen Schlachten wider die Türken eine unvergleichliche Einsicht und Tapferkeit bewiesen hatte, zum Statthalter im Jahre 1445; aber bei dieser Anstalt ließen es die Stände von Ungarn nicht beruhen, sondern sie führten die nämliche Sprache, auf welcher die Böhmen verharrten, und forderten vom K. Friedrich den jungen Ladislaus nebst der ungarischen Krone ab, wurden aber auch, wie die Böhmen, abgefertigt, und bis zur Zeit, da Ladislaus zu seinen Jahren gekommen seyn würde, vertröstet; aber die Ungarn ließen sich nicht so leicht, wie die Böhmen, durch gütliche Vertröstungen hinhalten. Sie drohten, sich dessen, was man ihnen, nach ihrer Meinung, mit Unrecht vor-

enthielt, mit Gewalt zu bemächtigen, und hielten Wort. Corvinus rückte noch im späten Herbst des Jahres 1445 mit 12000 Mann nach Oesterreich, wo man keines solchen Ueberfalls gewärtig, und in keiner Verfassung war; doch hielt sich Wienerischneustadt, wo sich K. Friedrich aufhielt, so lange, bis die rauhe Jahreszeit den Corvinus zum Abzug nöthigte, welchen er mit Plündern und schrecklichem Verheeren der österreichischen Lande bezeichnete. K. Friedrich flehte hierauf auf einem Reichstag zu Regensburg den Beistand der Reichsstände an, welchen ihm diese, mit der Erklärung, daß die Sache allein das Haus Oesterreich, und bloß eine persönliche Angelegenheit des K. Friedrich beträfe, rund abschlugen. K. Friedrich mußte sich demnach damit begnügen, und hatte noch von Glück zu sagen, daß sich die Ungarn gefallen ließen, einen Waffenstillstand auf zwei Jahre einzugehen, nach welchem ihnen der junge König ausgeliefert werden sollte. Sie meldeten sich nach dem Verlaufe derselben unverzüglich wieder, und K. Friedrich erhielt nur mit größter Mühe ihre Einwilligung, den Prinzen mit sich zu seiner Krönung nach Italien, wo er viele merkwürdige Dinge beobachten, und viel Nützliches lernen könnte, abführen zu dürfen.

Aber auch selbst die Oesterreicher nährten und äußerten gleiche Wünsche und Absichten, den Prinzen in Wien erziehen zu können. Ueberhaupt hielt man in allen drei Ländern die Statthalterei für einen schlimmen Umstand, und wenn gleich der Prinz selbst nicht regieren konnte, so beredete man sich doch, daß manches besser und ruhiger vor sich gehen würde, wenn er wenigstens anwesend wäre. Sie waren nach dieser Anwesenheit so ungeduldig geworden, daß sie den kurzen Zeitraum der Römerreise nicht abwarteten, sondern während der Reise um den Prinzen Gesandte an K. Friedrich abschickten, welche dieser nicht hörte, und sich sogar an den Pabst Nikolaus V. wandte, welcher ihnen mit dem Bann drohte. Sie versuchten sogar den Prinzen, als K. Friedrich zum K. Alphons nach Neapel sich begeben, und denselben in Rom zurückgelassen hatte, zu entführen, was ihnen aber durch die Wachsamkeit des Pabstes und des Aeneas Sylvius mißlang.

In Oesterreich machten der Graf Ulrich von Ciley, und Herr Ulrich Eyzinger den Anfang der Empörung. Diese riefen alle ihre Unterthanen und Lehenleute, dann die Einwohner von Wien und andern Städten auf, zogen auch einige Böhmen, welche ihnen Heinrich von Rosenberg, und andere zuführten

(Georg von Podiebrad verabscheute diese Unternehmung; auch die Ungarn nahmen jetzt an derselben keinen Antheil) an sich, und brachten mit einem Wort ein Heer von 16,000 Mann zusammen, mit welchem sie Neustadt umgaben, und die ganze Gegend mit Brand und Mord erfüllten; aber nun vermittelten der Herzog Albert III. von München, der Markgraf Albert von Brandenburg und andere Fürsten und Bischöfe zwischen dem Kaiser und seinen Gegnern einen Vertrag, vermöge dessen von jenem der junge Ladislaus den Oesterreichern ausgeliefert, dann im November von den österreichischen Agnaten auf einer Zusammenkunft zu Wien das Weitere wegen der vormundschaftlichen Regierung verabredet, bis zu dieser Zeit aber von Ladislaus, oder den Landständen, ohne Vorwissen und Genehmigung des Kaisers, nichts vorgenommen werden sollte. Den 10. Sept. 1452 lieferte also Kaiser Friedrich den zwölfjährigen König unter vielen Segnungen, Glückwünschen, und väterlichen Ermahnungen an den Grafen von Ciley aus, welcher ihn, statt mit demselben, wie im Vertrag beschlossen ward, bis zum gemeinen Landtag zu Berchtolsdorf zu bleiben, im Triumph nach Wien führte, wo ihn das gesammte Volk mit einem Jubelgeschrei einholte, und begrüßte. Auch wurde

Ladislaus, was nicht weniger wider den Vertrag war, sogleich zum regierenden Herrn erklärt. In der Versammlung, welche zu Wien den 10. Nov. eröffnet wurde, erschienen die Stände von Oesterreich, Ungarn und Böhmen, und viele vornehme deutsche Fürsten, als die Herzoge von Sachsen und Bayern, der Markgraf von Brandenburg und andere wohnten derselben bei. Der Hauptbeschluß war, daß der Graf Ulrich von Ciley, als Großoheim des Ladislaus, bis zur Mündigkeit desselben, als Statthalter in Oesterreich anerkannt, und die nämliche Würde in Böhmen dem Georg von Podiebrad, in Ungarn dem Corvinus überlassen, oder vielmehr bestätiget werden sollte. Kaiser Friedrich behauptete in allen diesen Verhandlungen beinahe so viel, als gar keinen persönlichen Einfluß; aber ungleich empfindlicher wurde er bald nachher, als ein höheres Verhängniß über den jungen Ladislaus entschied, gekränkt. Ladislaus hatte sich in Ungarn, und bald darauf in Böhmen huldigen lassen. Die Stände dieser Königreiche, und sämmtliche Einwohner empfiengen ihn allenthalben mit einer unaussprechlichen Freude. In Böhmen wurde er den 28. Oct. 1453 vom Kardinal und Erzbischof zu Gran zum König gekrönt, und er blieb hierauf über Jahr und Tag in diesem Königreich; er machte be=

reits einige gute Einrichtungen, die mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurden, und zeigte den besten Willen. Jedermann hoffte und freute sich auf die Zukunft, und man versprach sich ein neues vortreffliches Königsgeschlecht, da die Stände der drei Nationen im Jahre 1455 den Bedacht darauf nahmen, dem jungen König eine Gemahlinn zu geben. Die Wahl fiel auf eine Tochter König Karls VII. von Frankreich, Magdalena mit Namen, und es war bereits eine überaus prächtige und zahlreiche Gesandtschaft, welche im Bischof Ulrich (Nußdorf) von Paßau, und einem ungarischen Bischof, gen. von Coloczа, dann aus vielen hundert Herren der drei Nationen, aus vielen Frauenzimmern fürstlichen und gräflichen Standes bestand, nach Paris abgegangen, der königlichen Braut köstliche Geschenke zu bringen, und dieselbe nach Böhmen zu begleiten. In Böhmen, wo die Hochzeit gefeiert werden sollte, wurden alle erdenkliche Anstalten zu einem Freudenfest, dergleichen man nie gesehen haben sollte, gemacht. Kaiser Friedrich nebst seiner Gemahlinn, der König von Polen, die Herzoge von Sachsen, Bayern, und unzählige andere Fürsten, Grafen und Herren aus ganz Deutschland waren zur Hochzeit geladen. Schon war in Paris der Tag zur Abreise festgesetzt, und die Braut stieg, so zu sagen, in ihren

Wagen, als die Nachricht ankam, daß Ladislaus gestorben sey; er starb zu Prag den 23. Nov. 1457 nach einem zweitägigen Uebelbefinden an einer Krankheit, welcher man keinen bestimmten Namen zu geben, und bei welcher der Leibarzt, da er dieselbe bemerkte, nur zu sagen wußte, daß der Prinz sterben würde.

Nun waren die Königreiche Böhmen und Ungarn wieder ohne König; allein sie waren darum im Grunde nicht erledigt, und schienen von Rechts wegen dem K. Friedrich, als nächstem österreichischen Agnaten angefallen zu seyn; doch die Stände von Böhmen und Ungarn kehrten sich wenig an die Verträge, welche ihre vorigen Könige mit den österreichischen Fürsten geschlossen haben mochten, und indem sie erklärten, daß Nationen ihrem Regenten wohl unterthänig, aber nicht eigenthümlich werden könnten, behaupteten sie ihr Wahlrecht. Die Stände von Ungarn giengen mit diesem Beispiele voraus. Ihr allgemein geschätzter Statthalter Johann Corvinus Hunniades hatte bei seinem im Jahre 1456 erfolgten Hintritt zwei hoffnungsvolle Söhne Ladislaus und Mathias hinterlassen. Jener wurde, weil er an der Ermordung des letzten Grafen von Ciley, seines Todfeindes, Theil genommen zu haben, beschuldigt wurde, im vierundzwanzigsten Jahre seines Alters vom jungen König Ladislaus

(auf eine Art, die diesem König keine Ehre machte, denn er hatte ihm bereits verziehen) zum Tod verurtheilt, und der jüngere Corvinus, genannt Mathias, wurde nach Prag abgeführt, wo er beim Hinscheiden des Königs noch im Gefängniß saß. Diesen Mathias nun wählten die ungarischen Stände zu ihrem König, und der Statthalter von Böhmen, Georg von Podiebrad, ließ ihn nicht nur denselben Augenblick, als ihm die Ungarn ihre Wahl benachrichtigten, los, sondern schloß mit ihm eine enge Freundschaft, und gab ihm seine Tochter Katharina zur Gemahlinn; er begleitete ihn auch bis nach Mähren, wo ihn die Magnaten von Ungarn als ihren König begrüßten.

In Böhmen schien die freie Wahl der Stände einigen Bedenklichkeiten unterworfen zu seyn, indem sich nicht nur der Kaiser Friedrich, als oberster Lehensherr, und Aeltester seines Hauses, sondern auch dessen nächste Anverwandte, nämlich sein Bruder, und sein Vetter Sigmund, dann die Könige von Polen und Frankreich, nebst andern Fürsten um die böhmische Krone meldeten; allein der berühmte Priester der Utraquisten, Johann Rokyczana, hielt eine hinreissende Rede an die Stände, worin er ihnen vorstellte, daß sie einen König brauchten, der unmittelbar und allein für

Böhmen, und nicht zu gleicher Zeit bei andern, und für andere Nationen ein König wäre, der in ihrem Vaterlande geboren, und mit ihrer Verfassung und ihren Gesetzen von Jugend auf bekannt geworden wäre, und schlug ihnen ihren bisherigen Statthalter Georg von Podiebrad vor, als dessen persönliche Tapferkeit und unbegrenzte Vaterlandsliebe ihnen, als Augenzeugen, nicht erst geschildert werden dürfte. Die Stände wählten auch ohne Verzug diesen Mathias, ihren Landsmann, zum König, und zwei ungarische Bischöfe, Augustin von Raab, und Vincenz von Waizen (das Erzbisthum Prag stand eben erledigt, und der Bischof von Olmüz war vom Pabst noch nicht bestätigt) krönten ihn den 7. Mai 1458.

Diese Unternehmungen giengen dem Kaiser Friedrich um so mehr zu Herzen, als er bei der geringen Macht, welche ihm zu Gebote stand, (er besaß nämlich weiter nichts, als Steiermark, Kärnthen und Krain) bloß leidend zusehen mußte, wenn man ihm auch das, worauf er unstreitige Ansprüche zu besitzen glaubte, streitig machte. Dieser war der Fall mit Oesterreich, welches durch den Hintritt des Königs Ladislaus ebenfalls erledigt geworden, und dem Kaiser Friedrich, als ältesten Prinzen des österreichischen Hauses, angefallen war.

Sein Bruder Albert sowohl, als sein Vetter Sigmund forderten, als gleichgesippte Prinzen, einen gleichen Antheil an dieser Erbschaft, von welcher K. Friedrich vergeblich behauptete, daß sie vermöge älterer Familienpacten nicht getheilt werden könnte. Sämmtliche drei Herren bemühten sich, die Landstände für sich zu gewinnen, und kamen in Person nach Wien, wo die Sache auf einem Landtag entschieden werden sollte, und am Ende dahin entschieden wurde, daß K. Friedrich das untere Osterreich, Albert das obere, oder das Land ob der Ens, und Sigmund den an Tirol grenzenden Theil von Kärnthen erhielt, die Stadt Wien aber den drei Prinzen gemeinschaftlich verblieb, wie dann auch einem jeden in der Burg daselbst ein abgesonderter Theil angewiesen wurde im Jahre 1458.

Diese Kränkung war nur ein Vorspiel vieler anderer, welche K. Friedrich von seinem Bruder Albert, und überhaupt in Oesterreich erfuhr. Jener klagte unaufhörlich, daß er mit dem Land ob der Ens den ärmern Theil von Oesterreich, sein Bruder der Kaiser entgegen den ungleich bessern erhalten hätte, und er wartete daher mit Sehnsucht auf die nächste Gelegenheit, wo er sich würde schadlos machen können; er suchte daher die mächtigern und reichern Landsassen, indem er sie an seinen un=

aufhörlichen Schmausereien, Jagden u. dgl. Antheil nehmen ließ, an sich zu ziehen, und diese wandten sich auch stets an ihn. Kaiser Friedrich hatte z. B. einen gewissen Gerhard Fronauer an der Grenze gegen Ungarn zum Pfleger über ein festes Schloß gestellt, welches nach dem Hintritt des Gerhard, dessen Bruder Konrad als ein Eigenthum, mit dem Vorgeben, daß es Friedrich seinem Bruder unbedingt geschenkt hätte, ansprach, und zu gleicher Zeit den Albert um Unterstützung seiner vorgeblich gerechten Sache, anrief. Albert erschien unverzüglich mit einigen Truppen, und reizte verschiedene österreichische Landherren, sich mit ihm zu vereinigen. Unter diesen befanden sich vier Herren von Eizinger, die sich aber bald wieder anders besannen, und die Parthei verließen. Als hierauf der älteste derselben, Ulrich, von Albert in der Stadt Wien, wohin dieser ihn unter dem Vorwand, daß er mit ihm über wichtige Dinge rathschlagen müßte, lockte, in Verhaft genommen, und gefesselt nach Oberösterreich geschleppt wurde, riefen die Brüder des Ulrich Eizinger den König Georg von Böhmen um Hilfe an, und da sich dieser wirklich dazu bereitwillig fand, so gewann alles das Ansehen, als wollte sich eine weitläufige Fehde eröffnen. Kaiser Friedrich that zwar alles Mögliche, um den Aus-

bruch derselben zu verhindern; er schloß mit seinem Bruder Albert zu Wien einen Vergleich, vermöge dessen er ihm einige neue Ortschaften eingeräumt, und bald darauf auch den König Georg von Böhmen, welcher bereits mit Truppen herbeieilte, zum Rückzug bewogen hat 1459. Allein die innern Unruhen in Oesterreich, und die eigentlichen Ursachen derselben waren nichts weniger, als beigelegt. Diese waren auch von einer solchen Beschaffenheit, daß sich wohl voraussehen ließ, daß dieselben allein durch die Waffen würden entschieden werden können. Es hatten nämlich einige österreichische Landherren von ihrem minderjährigen Ladislaus Herrschaften und Güter erhalten, und Kaiser Friedrich selbst hatte solche, während er noch Vormünder des jungen Königs war, den Herren von Eizinger u. a. eingeräumt. Nun forderte K. Friedrich jene Herrschaften wieder zurück, und den Herren von Eizinger schien er nachzusehen; aber Niemand wollte sich dazu verstehen, und die Landstände begehrten, daß im Falle der Güterauslieferung auch die Eizinger dazu angehalten werden sollten. Die Landstände kamen noch mit vielen andern Beschwerden, welche die Schmälerung ihrer Freiheiten, die Zerrüttung des österreichischen Münzwesens u. s. w. betrafen, zum Vorschein; und da Kaiser Fried-

rich Anstand nahm, ihren Forderungen nachzugeben, (den Wienern, welche ihm auch neuerdings huldigten, bestätigte er ihre hergebrachten Freiheiten) nahmen sie ihre Zuflucht wieder zu Herzog Albert, der sich auch der Landstände sogleich annahm, und mit einigen Truppen vor Wien zog, welches er zu erobern vorhatte, aber von den Treugesinnten des Kaisers, nach einem harten Gefechte, zurückgeschlagen wurde; doch bald darauf wurde vom König Georg von Böhmen ein Waffenstillstand, der sich auf ein Jahr erstrecken sollte, vermittelt. Dieser hatte aber keinen Bestand, theils weil Kaiser Friedrich seinem Bruder Albert die Herrschaften, deren sich dieser während der Unruhen in Unterösterreich bemächtigt hatte, nicht länger bewilligen, theils weil er den abgedankten, und der Stadt Wien sowohl, als dem offenen Lande unbeschreiblich lästigen Lanzknechten den ausständigen Sold nicht bezahlen wollte oder konnte. Die Wiener, von denen er forderte, daß sie wenigstens einen Theil der Bezahlung, ohne deren Entrichtung die Lanzknechte nicht abziehen wollten, auf sich nehmen sollten, schlugen ihm sein Begehren nicht nur nicht ab, sondern brachten wieder neue Beschwerden, die er sogleich abstellen, und neue Freiheiten, die er sogleich bestätigen sollte, vor. Eine Parthei der Mißvergnügten,

welche sich auf den Beistand des Albert verließ, mißhandelte auf eine gröbliche Art den Stadtrath, auf dessen Anrufen sich K. Friedrich mit viertausend Mann, die er in Steiermark aufgebracht hatte, der Stadt näherte, aber erst den dritten Tag in seine Burg eingelassen wurde 1462. Die Aufwiegler verlangten eine neue Magistratswahl, wurden aber, nachdem sie ihnen Kaiser Friedrich bewilligt hatte, noch ungestümer und zügelloser, als dieselbe nicht so ausfiel, wie sie gewünscht hatten. Sie warfen endlich alle Schranken von Mäßigung und Ueberlegung ab, und kündigten dem Kaiser geradezu den Gehorsam auf. Keine Unterhandlung, keine Vorstellung fand bei Leuten, welche meistens zur niedrigsten Volksklasse gehörten, und keine Ueberlegung kannten, einen Eingang, und Kaiser Friedrich hatte keine andere Wahl, als sich ihnen schlechterdings auszuliefern, oder Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Er hatte ungefähr zweihundert Mann, meistens von Adel, und einige wenige Gemeine (denn die Steiermärker hatte er in der Hoffnung, daß sich die Umstände bessern würden, entlassen) bei sich. Mit diesen verschloß er sich in die Burg, mit dem festen Vorhaben, sich und seine Gemahlinn, welche er nebst seinem (im Jahre 1459 zu Wienerisch-Neustadt gebornen) Sohn Ma-

ximilian mit sich in die Burg genommen hatte, auf das Beste zu vertheidigen; er war in diesen Umständen plötzlich ganz verändert; er zeigte sich unermüdet thätig, kühn, und abgehärtet gegen alles Ungemach. Er ordnete alles in Person an, und sagte so laut, daß es die lauernden Belagerer hören konnten, er wolle diesen Ort so lange vertheidigen, bis er sein Gottesacker würde. Nichts schmerzte ihn mehr, als daß sein Bruder Albert wieder Antheil an diesem Aufruhr nahm, und daß er mit Leuten eine Gemeinschaft machte, welche nicht aus edlen Bürgern, sondern aus dem Hefen der Wienereinwohner bestanden, deren sich jeder brave Soldat, selbst jener Fronauer schämte, welcher zuerst Händel erregt hatte; er verließ die Stadt mit Unwillen, indem er sagte, daß er zwar den Kaiser befehdet, daß er aber nie, ihn zu erniedrigen getrachtet, noch weniger nach seinem Leben gestrebt habe. So gut sich übrigens K. Friedrich vertheidigte, so würde ihn gleichwohl sein Muth nicht lange gerettet haben, indem es ihm an Lebensmitteln gebrach; aber theils eilten die getreuen Landleute aus Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain zur Hilfe herbei, theils zogen einige tausend Böhmen, unter der Anführung des königlichen Prinzen Victorin, nach Wien heran. Selbst der König Georg erschien in Per-

son, und nun nahm die Sache freilich eine andere Wendung. So zahlreich die Aufwiegler waren, (es hatten sich ihrer mehr, als 20000 versammelt) so machte sie gleichwohl das Bewußtseyn ihres schlechten Handelns unschlüssig, verlegen, und zaghaft. Friedrichs Bruder, Albert, war der erste, der sich bei der Ankunft des Königs von Böhmen in Unterhandlungen mit ihm einließ, was er aber auch desto eher thun konnte, da jener König, welcher nichts weniger wünschte, als den Kaiser mächtig zu machen, solche Friedensbedingnisse entwarf, welche dem Albert ungleich zuträglicher, als dem Friedrich, waren. Diese Bedingnisse lauteten dahin, daß die Gefangenen beider Seits losgelassen, daß von Albert jene Städte, oder Schlösser, welche er seinem Bruder, dem Kaiser, abgedrungen haben mochte, diesem wieder zurückgestellt, dem Albert aber die Regierung von Niederösterreich, gegen Erlegung von jährlichen 14000 ungarischen Goldgulden auf volle acht Jahre überlassen werden sollte. Dieser Vertrag, vermöge dessen K. Friedrich, nach einer zweimonatlichen Belagerung, seine Freiheit wieder erhielt, kam zwar zur Unterschrift, aber nicht zum Vollzug. Albrecht maßte sich solcher Vorzüge, welche ihm Kaiser Friedrich nicht zugeben zu können glaubte, an, und handelte so eigenmächtig, und mit so

vielem herausfordernden Trotz, daß sich Kaiser Friedrich endlich genöthigt sah, alle schonende Rücksichten, welche er bisher noch immer gegen seinen Bruder genommen hatte, bei Seite zu setzen; er erklärte den Albert auf dem Reichstag zu Regensburg 1463 in die Acht, und nun möchten sich neuerdings traurige Auftritte ergeben haben, wenn nicht der Hintritt des Albert, welcher noch in demselben Jahre den 4. Dec. erfolgte, allen diesen Zerrüttungen ein Ende gemacht hätte. K. Friedrich trat jetzt als einziger Regent im nunmehr vereinigten Oesterreich auf.

Nach allen diesen Begebenheiten kann man sich leicht vorstellen, welchen unbedeutenden Einfluß Kaiser Friedrich in die Reichshändel behauptet habe, und welche, und wie viele Händel der Mangel seines Ansehens ermuntert haben möge; doch da es bereits dahin gekommen war, daß ein deutscher König, welchem nicht eine überwiegende Hausmacht zu Gebote stand, es schlechterdings auf die Unterstützung und Mitwirkung mächtiger Reichsfürsten mußte ankommen lassen, ob eine verwüstende Fehde, deren Urheber jeden friedlichen Richterstuhl verschmähte, unterdrückt werden sollte; da sich bei dieser Lage ein deutscher König auf eben die Art und Weise, die der Gegentheil einschlug, um Beiständer bewerben,

und mithin im Grunde mehr eine mitstreitende Parthei, als einen gebietenden Richter vorstellen mußte, so verdiente K. Friedrich nicht selten mehr Nachsicht und Entschuldigung, als ihm manche angedeihen ließen, wenn er nicht immer that, was von einem mächtigern Kaiser mit Recht hätte gefordert werden können. Wir wollen nur einige der merkwürdigen Fehden (um uns mit den Gegenständen, durch welche sie veranlaßt, mit der grausamen Art, mit der sie geführt wurden, und mithin mit der gemeinen deutschen Verfassung bekannt zu machen) berühren. Unter diese gehört ein verwüstender Krieg, welcher zwischen zwei sächsischen Prinzen und Brüdern, Kurfürsten Friedrich II. und Herzog Wilhelm, wegen der Ländertheilung, die von beiden Prinzen 1445 vorgenommen wurde, oder vielmehr durch eine Privatrache ihrer Minister, entstand. Als sich die Brüder wegen ihren Ländern auseinander setzten, waren sie überein gekommen, daß Wilhelm die Theile bestimmen, und Kurfürst Friedrich II. zuerst wählen sollte. Friedrich wählte Meissen, und die zur Kurwürde gehörigen Länder. Dem Wilhelm wurde Thüringen, das Ostland nebst den Besitzungen in Franken zu Theil. Einige Einkünfte, welche sich nicht wohl trennen ließen, behielten sie gemeinschaftlich. Diese Theilung und Wahl war kaum

geschehen, als sie dem einen der Brüder, dem Kurfürsten Friedrich, mißfiel. Schon jetzt wäre es zwischen den beiden Brüdern zu einer Fehde gekommen, wenn sich nicht unverzüglich einige benachbarte Fürsten als Vermittler eingestellt, und, mittelst eines Austausches einiger Oerter und Bezirke, einen offenbaren Bruch verhindert hätten, welchen aber bald darauf zwei Minister dieser Prinzen erneuerten. Apel Vizthum zu Roßla diente dem Wilhelm, und gerieth, aus einem niederträchtigen Eigennutz, auf den treulosen Einfall, einige Ländereien seines Herrn einem Fremden zuzuwenden, in welcher Absicht er bereits in eine Verbindung mit den thüringischen Grafen und Herren sich einließ. Kurfürst Friedrich, der diese Unterhandlungen entdeckte und beobachtete, gab davon seinem Bruder Wilhelm Nachricht, auf welche aber dieser keine Rücksicht nahm, und vielmehr seinem Minister Apel, dessen Tücke er nicht durchdrang, das Wort sprach, und eben durch die Verhetzungen jenes Apels seinem Bruder Friedrich neuerdings gram wurde; aber auch Kurfürst Friedrich wurde von einem seiner Minister, dem Grafen Ernest von Gleichen, welcher jenen Apel Vizthum haßte, nicht weniger wider seinen Bruder Wilhelm verhetzt, und so konnte es nicht fehlen, daß sogleich wieder neue Feind-

seligkeiten ausbrachen, mit welchen die zwei Minister den Anfang machten, und ihre Herren fortfuhren. Ein Bruder verwüstete dem andern sein Land, oder, besser zu reden, jeder richtete die unschuldigen Familien, welche in den wechselseitigen Ländern wohnten, zu Grund. Die benachbarten Fürsten vermittelten zwar neuerdings einen Frieden, zu dessen Verletzung man aber von beiden Theilen immer wieder Veranlassungen fand, oder nahm, und erst im Jahre 1451 und 1453 wurde (wahrscheinlich vermöge des günstigen Umstandes, daß indessen Apel Vizthum das Zutrauen und die Gnade seines Herrn verlor) die Einigkeit zwischen beiden Brüdern befestigt, deren Herstellung sich übrigens mit einer Begebenheit schloß, welche zu merkwürdig ist, als daß ihrer nicht erwähnt werden sollte. Ein gewisser Konrad von Kauffungen hatte, während der Kriege der zwei Brüder, dem Kurfürsten Friedrich wichtige Dienste geleistet, und von dem Gegentheile einige empfindliche Kränkungen erfahren, für welche ihn der Kurfürst, nach erfolgtem Frieden, zwar schadlos machte, aber ihn nicht in dem Maaße, wie er erwartet hatte, befriedigte. Dieß verdroß ihn dergestalt, daß er einen Anschlag, welcher ein ganz von innerm Gram und Zorn zerstörtes Gemüth verrieth, faßte, und unternahm; er beschloß nämlich,

dem Kurfürsten Friedrich seine zwei Prinzen zu rauben, deren der erstgeborne, Ernest, dreizehn, der andere, Albrecht, eilf Jahre alt war. In dieser Absicht versah er sich mit einigen Gehülfen, und lauerte sorgfältig auf eine Gelegenheit, sein Vorhaben auszuführen. Diese fand sich auch bald, da ihm sein geheimer Kundschafter, Hans Schwalbe, ein Hofkoch im Schlosse zu Altenburg in Meissen, wo sich der Kurfürst mit seiner Familie aufhielt, die Nachricht mittheilte, daß dieser nach Leipzig abgereist, und daß außer einem alten Trabanten, und einem kranken Thürwächter keine Wache, oder Besatzung im Schloß vorhanden sey. Konrad von Kauffungen fand sich den 7. Juli 1455 um Mitternacht mit einem Gefolge von fünfzig Personen vor dem Schlosse ein, erstieg dasselbe mit einigen Vertrauten, und riß die Prinzen, zu deren Schlafzimmer ihn der Koch führte, aus ihren Betten, unter heftigen Drohungen, wenn sie schreien würden, mit sich fort. Ein Irrthum, welcher ihm in der Dunkelheit und Eilfertigkeit widerfuhr, und welcher ohne einiges Geräusch nicht wieder gut gemacht werden konnte, weckte die Kurfürstinn und Mutter der Prinzen aus dem Schlafe. Konrad von Kauffungen hatte statt des Prinzen Albert einen jungen Grafen von Barby, welcher mit den

Prinzen erzogen wurde, ergriffen, sich aber, so wie er des Irrthumes gewahr wurde, wieder zurück nach der Schlafkammer begeben, und den Albert mit fortgerissen. Die Kurfürstinn bat, versprach, rief um Hilfe; aber zu den Räubern konnte sie nicht kommen, weil Gewalt und Stärke dazu gehörte, die von aussen verschlossenen Zugänge aufzusprengen. Ihr anhaltendes Geschrei weckte gleichwohl endlich die nächsten Nachbarn aus dem Schlafe. Alle Bürger von Altenburg setzten sich auf ihre Pferde, und jagten auf allen Straßen den Räubern nach. Auf allen Thürmen wurde Sturm geläutet, und Jedermann griff zu den Waffen. Indessen waren die Prinzen allen Nachsetzungen bereits entrückt. Mit dem ältern, Ernest, hatten ein gewisser Wilhelm von Mosen, und Wilhelm von Schönfels ihren Weg nach Franken genommen; mit dem jüngern jagte Konrad von Kauffungen nach Böhmen, dessen Grenzen er sich bereits näherte, als ihn die Klagen seines Prinzen über Entkräftung und Uebelbefinden bewogen, oder nöthigten, in dem rabensteinischen Wald bei Wiesenthal Halt zu machen, und dem Prinzen zu erlauben, sich mit Erdbeeren zu erquicken. Ein Köhler, Georg Schmidt, der in der Nähe seine Hütte hatte, beobachtete mit vielem Befremden drei Fremde (die übrigen

Begleiter waren nämlich vorausgezogen) mit einem äußerst bekümmerten Knaben, und die sichtbare Verlegenheit derselben veranlaßte ihn, verschiedene Fragen an Konrad von Kauffungen zu thun, deren kurze und seltsame Beantwortung dem Köhler auffiel. Indessen verwickelte sich Konrad mit seinem Sporne in einen Strauch, so daß er zur Erde stürzte, und weil er zugleich sein Pferd beim Zügel hielt, nicht sogleich wieder aufstehen konnte. Diesen Zeitpunkt benützte der Prinz, sich dem Köhler zu entdecken, worüber einer der zwei Begleiter dergestalt in die Wuth gerieth, daß er auf den Prinzen einen gefährlichen Hieb that, welchen aber der Köhler mit seinem Schürbaum abhielt. Mit diesem gieng er auch sogleich auf den Konrad von Kauffungen los, welchen er getödtet haben würde, wenn ihn nicht der Prinz um dessen Leben gebeten hätte. Das Geräusch und Gelärm, welches hierüber entstand, zog das Weib des Köhlers herbei, welches augenblicklich ein den Köhlern, welche in der Nähe arbeiteten, bekanntes Zeichen gab, auf welches diese von allen Seiten herbeistürzten, und nicht nur sich der drei Räuber bemächtigten, sondern auch die vorausgeschickten einholten. Der Köhler führte sie mit dem Prinzen zu dem benachbarten Abt von Grünhayn, von welchem Orte das Gefolg nach

Zwickau abgeführt wurde. Der Köhler aber zog den folgenden Tag mit dem Prinzen in Altenburg ein. Auch der andere Prinz wurde von den Räubern, welche sich mit demselben in einer Höhle bei dem Schlosse Stein verborgen hielten, gegen die Versicherung, daß sie weder an Gütern noch am Leben gestraft werden sollten, ausgeliefert. Den Konrad kostete sein Raub, mit welchem er ein großes Lösegeld zu gewinnen hoffte, den Kopf, indem der Bote, der seine Begnadigung bringen sollte, zu spät ankam. Jene zwei Prinzen sind übrigens gleich berühmt. Der ältere, Ernest, wurde der Stammvater des ernestinischen Hauses, welches die Kurwürde bis 1548 besaß, und sich hernach in die weimarische, gothaische, coburgische, meiningische, und hildburghausische Linie theilte; der jüngere Prinz, Albert, stiftete die albertinische Linie, welche von Kaiser Karl V. die Kurwürde erhielt, und im Jahre 1697 den polnischen Thron bestieg. — Wir kehren nun wieder zu den deutschen Fehden, und zur Betrachtung des Antheils, welchen K. Friedrich an der Beilegung derselben nahm, zurück.

Die merkwürdigste Fehde, welche sich unter K. Friedrich ereignete, und welche diesen außerdem äußerst bedächtlichen und ruheliebenden Herrn, außerordentlich in Bewegung setzte,

war unstreitig diejenige, zu welcher sich die zwei berühmten deutschen Fürsten und verbrüderten Anverwandten, Kurfürst Friedrich der Siegreiche, von der Pfalz, und der Herzog Ludwig der Reiche, von Bayern-Landshut, veranlaßt fanden. Die Stadt Donauwörth war im Jahre 1266 durch Kauf an Bayern gekommen, von Kaiser Karl IV., der, wie bekannt ist, dem Hause Bayern leidenschaftlich abhold war, auf Begehren der Bürger, zu einer Reichsstadt erklärt, vom Reichsobmann aber im Jahre 1350 wieder an Bayern zurückgesprochen, im Jahre 1434 aber von K. Sigmund, dessen Schulden die Bürger von Wörth bezahlten, neuerdings zu einer Reichsstadt erklärt worden. Damals stand diese Sache nicht zu ändern; aber Herzog Ludwig, der mit innern Kräften und mächtigen Freunden versehen war, glaubte, sich an den Grundsatz halten zu können, daß nie Rechte durch Thatsachen entstehen, aus welchen man am Ende nichts abziehen kann, als die allgemeine Erscheinung, daß der Stärkere that, oder nahm, was er wollte, und der Schwächere gab, oder litt, was er nicht ändern konnte. Seiner Meinung waren der Pfalzgraf Ludwig, der Markgraf Albert zu Brandenburg, die sächsischen Fürsten, Graf Ulrich von Würtemberg, überhaupt dreizehn Fürsten, nebst vielen Gra-

fen und Edelleuten, welche ihm ihre Unterstützung anboten, und da er sie annahm, theils in Person, theils durch ihre Hauptleute Hilfstruppen schickten, ungeachtet eines Abmahnungsschreibens des Kaisers Friedrich, welcher, als er von der Rüstung, und deren Zweck Nachricht erhielt, den Heinrich von Pappenheim zum Hauptmann der Stadt, die sich auch sogleich in einen guten Vertheidigungsstand setzte, erklärte; allein Herzog Ludwig näherte sich der Stadt, nachdem er sie den 19. Oct. 1458 durch Georg von Aheim, und Oßwald von Törring mit vierhundert Pferden hatte berennen lassen, mit einer zwölftausend Fußgänger und dreitausend Reiter zählenden Armee, und wurde eingelassen; ließ sich aber durch die Vermittlung eines päbstlichen Legaten bewegen, die Stadt den Bischöfen von Augsburg und Eichstädt in die Hände zu geben, und die Entscheidung des Streites dem Reichsobmanne anheim zu stellen, von welchem auf einem Reichstage zu Nürnberg 1459 der Spruch ergieng, daß die Stadt Wörth an das Reich wieder zurückgestellt werden sollte. Diese Zurückstellung wurde auch von Heinrich von Pappenheim sogleich vollzogen.

Indessen hatten sich wieder andere Vorfälle, durch welche die Unruhen vervielfacht, und die Partheien immer mehr erbittert wur-

den, ergeben. Im Jahre 1459 starb der Erzbischof und Kurfürst von Mainz, Dietrich von Erpach. Das Kapitel übertrug die neue Wahl sieben Domherren, von welchen vier den Grafen Dietrich von Isenburg, die übrigen drei den Grafen Adolph von Nassau wählten. Für diesen letztern erklärten sich der Kurfürst Friedrich von der Pfalz, und der Herzog Ludwig von Bayern=Landshut, indessen daß der Kaiser Friedrich anfangs jenen erkannte. Zwischen dem neuen Erzbischofe und dem Kurfürsten von der Pfalz walteten nebenher noch andere Mißhelligkeiten ob, welche von einem Streite über ein Stück Feldes, auf das sowohl der mainzische Flecken Lorch, als die pfälzische Stadt Laub Ansprüche zu haben glaubte, herrührten, und welche zum Vortheil der Pfalz durch einen Spruch und Vergleich beigelegt worden waren, welchen aber der neue Erzbischof nicht anerkannte, und über welchen der Bischof von Eichstädt mit seinen Beisitzern auf den eben genannten Reichstag zu Nürnberg 1459 ein neues Urtheil zum Nachtheile der Pfalz fällte. Endlich war K. Friedrich auf den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz auch aus der Ursache sehr ungnädig, weil sich dieser, da er doch nur Vormund über den noch unmündigen Sohn seines Bruders, den jungen Prinzen Philipp war, des kurfürstlichen

Titels bediente, ohne den geringsten Kummer darüber, daß der Kaiser ziemlich scheel dazu sah, zu verrathen. Kurfürst Friedrich hatte noch manche andere Feinde, unter welchen sich sein eigener Vetter, der Pfalzgraf Ludwig von Veldenz und Zweibrücken, befand; aber auch der Herzog Ludwig von Landshut bekam neue Feinde, an deren Spitze sein Jugendfreund, der Markgraf Albert von Brandenburg, eben derselbe, der ihm zur Einnahme von Donauwörth geholfen hatte, stand. Dieser Albert behauptete nebst mehreren Rechten, welche sich seine Vorfahrer von dem im J. 1415 verkauften Burggrafthum Nürnberg vorbehalten hatten, das (einst weit ausgedehnte) Landgericht dieses Burggrafthums, und vermöge desselben ließ er sich einfallen bayerische Unterthanen vor sein Gericht zu fordern, worüber Herzog Ludwig von Bayern dergestalt mißvergnügt war, daß er den Bestätigungsbrief, welchen Kaiser Friedrich dem Markgrafen Albert über die von demselben behaupteten, Gerechtsame ertheilt, welchen dieser auf dem Reichstage zu Nürnberg ausgeliefert hatte, öffentlich zerriß. Herzog Ludwig hatte ferner dem Bruder des K. Friedrich, dem unruhigen Albert nämlich, als dieser seine Familienkriege anfieng, Geld und Truppen zugesagt; endlich hatte er, gerade wie sein Vetter, der Kurfürst

Friedrich von der Pfalz, den im Jahre 1459 zu Nürnberg von dem Bischofe von Eichstädt veranlaßten Spruch nicht angenommen, sondern ihn nur den blinden Spruch genannt. Mit einem Worte, die beiden bayerischen Herren, Kurfürst Friedrich von der Pfalz, und Herzog Ludwig von Landshut, betrugen sich im Vertrauen auf ihre Sache, und auf den Beistand der Fürsten, welche ihnen beistimmten, auf eine Art, aus welcher man nichts anders schließen konnte, als daß sie sich, ohne ferner auf Sprüche zu achten, selbst zu ihren Forderungen verhelfen, oder im Besitze derselben erhalten würden. Kaiser Friedrich entbot den Herzog Ludwig, da dieser sich zu Gastein im Wildbad befand, zu ihm nach Gräz zu kommen, wo er sich mit ihm wegen der Strafe und Ungnade, welche er wegen der Einnahme von Donauwörth verschuldet, und wozu ihn der Reichsconvent zu Nürnberg verurtheilt hätte, verstehen wollte, erhielt aber von Ludwig die Antwort, welche dieser den Abgeordneten mündlich ertheilte, daß er erst seine Räthe, welche er im Bade nicht bei sich hätte, fragen müßte, was bei der Sache zu thun wäre. Diese Antwort nahm K. Friedrich für eine unerträgliche Geringschätzung und Beschimpfung auf, und schickte dem Ludwig den 20. Juli 1461 eine Kriegserklärung zu, worin er ihn sogar

des Verbrechens der verletzten kaiserlichen Majestät beschuldigte, und mit dieser Beschuldigung auf jenen Beistand zielte, welchen Ludwig dem Albert von Oesterreich (des Kaisers Bruder) doch in einer Sache, welche das Reich, und die kaiserliche Majestät keineswegs betraf, geleistet hatte. Herzog Ludwig, der ihm seine Kriegsankündigung wieder zurück schickte, unterließ auch nicht, ihn über seinen Irrthum aufzuklären, und hierüber übergab er auch den deutschen Fürsten und sämmtlichen Ständen seine Rechtfertigung. Kaiser Friedrich hatte nun einmal den Krieg beschlossen, und brachte eine Menge Fürsten (unter welchen der Markgraf Albert von Brandenburg, welchen man wegen seinem Muth und Glück den deutschen Achilles nannte, der Markgraf Karl von Baden, der Herzog Wilhelm zu Sachsen, Markgraf Friedrich zu Brandenburg in der Mark, Graf Ulrich von Würtemberg, überhaupt eilf Fürsten, und eine Menge andere Grafen und Bischöfe, nebst zweiunddreißig Reichsstädten sich befanden) auf seine Seite. Den Markgrafen Albert von Brandenburg ernannte er zum obersten Hauptmann, und schickte ihm das Reichspanier zu. Herzog Ludwig, welcher von seinen Vettern in Bayern, den Herzogen nämlich von Bayern-München, vom Kurfürsten Friedrich in der Pfalz, vom König Georg von

Böhmen, von den österreichischen Brüdern Albert, und Sigmund, vom Erzbischof Dietrich von Mainz (mit welchem er es jezt, da sich seine Umstände, wie nachher gesagt werden soll, geändert hatten, hielt), von dem Erzbischof zu Salzburg, dann den Bischöfen von Freising, Paßau, Würzburg, u. a. und vielen Grafen und Herren unterstützt wurde, machte noch im J. 1461 dem Kriege damit den Anfang, daß er dem Markgrafen Albrecht achtzehn Schlösser theils wegnahm, theils zerstörte, aber selbst durch das Elend, dessen Verbreitung ihm zu Herzen gieng, bewogen wurde, einen Waffenstillstand, welcher vom 7. Dec. bis zum 8. Jänner 1462 dauern sollte, zu bewilligen. Allein der Markgraf Albert verwarf alle Vorschläge, welche ihm auf einer Versammlung zu Ulm gemacht wurden, und bewirkte vielmehr, daß dem Herzog Ludwig mit dem Anfange des Jahres von allen Seiten Absagebriefe nach Ingolstadt zugeschickt wurden. Nunmehr wurde von beiden Seiten ein überlegter Plan einer allgemeinen Verwüstung, welche die blühendsten Länder des südlichen Deutschlands treffen sollte, entworfen. Kurfürst Friedrich von der Pfalz sollte mit dem Erzbischof Dietrich von Mainz, dem Landgrafen von Hessen, dem Grafen von Kazenellenbogen, den Pfalzgrafen Ludwig zu Veldenz,

den Markgrafen Karl von Baden, den Bischof von Mez, und den Markgrafen Ulrich von Würtemberg angreifen. Die beiden Fürsten von Oesterreich sollten den Kaiser Friedrich in Oesterreich beschäftigen. Der König von Böhmen sollte wider Brandenburg losziehen, und Herzog Ludwig sollte dem Anführer der Reichsarmee, dem Markgrafen Albert, zu Leibe gehen. Dieß geschah auch, und nun sah man in Bayern, Schwaben, Franken, und an dem Rheine nichts als morden, brennen, plündern und zerstören, und nur allein im sogenannten kleinen Krieg wurden bei sechshundert Dörfer, nachdem man sie zuvor rein ausgeplündert, und alle Männer, wenn man welche darin fand, und alles Vieh mit fortgeschleppt hatte, verbrannt. Beiderseits wurden mit abwechselndem Glück mehrere Treffen geliefert, bis entscheidende folgten. Zu einem solchen kam es zuerst zwischen dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, und dem Grafen Ulrich von Würtemberg. Jener fiel diesem, um ihn von dem verbündeten Heere abzuziehen, in sein Land, und nahm eine Plünderung und Verwüstung desselben bis Stuttgart vor; allein Ulrich zog die Hilfsvölker des Markgrafen Karl zu Baden, der Bischöfe von Mez und Speier an sich, und mißhandelte die Unterthanen der Pfalz bis nach Heidel-

berg; ja er wähnte, mit seinem Kriegsvolke, das in tausend Mann zu Pferd, und sechstausend zu Fuß bestand, den Kurfürsten bereits entwaffnet, und die Rheinpfalz erobert zu haben. Eine blinde Nachricht, welche der Kurfürst verbreiten ließ, als hätte er sich aus dem Lande gezogen, um eine fremde Hilfe zu suchen, bestärkte ihn in seiner Einbildung, und er näherte sich wie siegprangend unter dem niedrigsten Muthwillen seiner Truppen, (die Reiter banden sogar an die Schweife ihrer Pferde Aeste, um die Aecker, welche sie durchritten, noch mehr zu Grund zu richten) der Stadt Heidelberg, als in einem Wald bei Seckenheim und Fronholz die Rheinpfälzer von allen Seiten plötzlich zum Vorschein kamen, und ein entscheidendes Treffen in eben dem Augenblick endigten, in welchem sie dasselbe begannen. Der Markgraf Karl von Baden, nebst Hansen von Fleckenstein, dann sechsundzwanzig Herren, und hundertundzwanzig Reisige von Adel, der Bischof von Mez (Bruder des Markgrafen von Baden) mit dreiundzwanzig Herren, und vierundfünfzig von Adel, der Graf Ulrich von Würtemberg mit vierundvierzig Herren, und siebenundsiebenzig von Adel, wurden gefangen nach Heidelberg geführt. Bei Zwölfhundert blieben auf der Wahlstatt liegen, indessen von den Pfälzern nur sehr we-

nige umkamen. Diesem Siege, welchen der Kurfürst Friedrich den 29. Jun. 1462 ungefähr zwei Meilen von Heidelberg, davon trug, folgte wenige Wochen darauf ein zweiter, welchen sein Vetter Herzog Ludwig von Landshut bei Giengen erfocht. Sogleich nach jener Schlacht bot nämlich der oberste Reichsfeldherr, Markgraf Albert, alle Herren und Reichsstädte zum neuen Beistand auf, und erhielt auch sogleich ansehnliche Verstärkungen. Die Stadt Augsburg stellte hundertvierunddreißig Reiter, vierhundert Mann Fußvolk, vierzig reisige Wägen, zwei Karrenbüchsen, hundert Steine und fünf Centner Pulver, so, daß sich allein in Augsburg zweihundert Reiter, zweitausend Fußgänger, die mit sechs Stuckbüchsen auf Rädern, hundertundzwanzig Wägen, und zehn Stuckbüchsen versehen waren, sammelten. Auch brachte Markgraf Albert fünfhundert Reiter, sechstausend Fußgänger, bei dreihundert Kriegswägen, und zehn Stuckbüchsen zusammen, und bei Heidenheim, welche Stadt seine Aufforderung abschlug, zog er des Grafen Eberhard von Würtemberg (ältesten Sohnes des gefangenen Grafen Ulrich) Truppen, welche in dreihundert Reitern, tausend Fußknechten, vierhundertundneunzig Wägen, und zehn Stuckbüchsen bestanden, an sich. Mit dieser, im Verhältnisse mit dem ge-

gentheiligen Heere (Herzog Ludwig hatte damals zehntausend Mann, und darunter fünfzehnhundert Reiter bei sich) nicht unansehnlichen Macht zog Albert nach dem schwäbischen Reichsstädtchen Giengen, in der Absicht, die Anhöhen daselbst zu besetzen. Herzog Ludwig von Landshut ließ ihm die hinlängliche Zeit dazu, nahm sich aber vor, ihn, ehe er die Wagenburg um sein Heer geschlossen haben würde, ungeachtet der vortheilhaftern Lagerung, die Markgraf Albert gewählt hatte, anzugreifen. Heinrich von Gumpenberg, der den Vortrab führte, griff die Wagenburg zuerst mit fünfhundert Reitern an, welche sogleich von den übrigen Reisigen unterstützt wurden, bei welchen sich Herzog Ludwig in Person, dann die bayerischen Ritter, Wolfgang von der Camer, Thomas Preisinger, Hans Fraunberger, Wilhelm Fronauer, Georg Thoringer, Friedrich Benzenauer, und andere, befanden. Diese Schlacht wurde eben so bald, als die eben erwähnte bei Seckenheim, gewonnen. Die Böhmen, welche den Grafen Wolfgang von Schaumburg, der vom Pferde stieg, an ihrer Spitze hatten, stürmten mit einem solchen Ungestüm auf die Würtemberger los, daß diese sogleich ausrissen, und das ganze Herr in Unordnung brachten. Selbst der Markgraf Albert rief den Seinigen zu, sich nach dem Städtchen Gien-

gen zu flüchten; nur die Schweizer standen noch, und schrieen dem Markgrafen zu, daß er noch stehen bleiben, und sie machen lassen sollte, aber sie mußten dem großen Haufen, der sich nicht mehr sammeln ließ, folgen. Das verbündete Heer verlor sein sämmtliches Kriegsgeräth, Wagen, schweres Geschütz und Munition. Selbst die Hauptfahnen, das kaiserliche Panier mit dem doppelten Adler, und dem österreichischen Herzschilde, das Reichspanier mit dem einfachen Adler, und den Wappen der Reichsstädte, fielen dem Herzog Ludwig in die Hände, der sich übrigens bei diesem Siege mehr über die Flucht, als über eine Niederlage zu erfreuen hatte, indem diese, während der Zeit, als die Bayern und deren Hilfstruppen über die Beute herfielen, größtentheils entkamen, so daß vom feindlichen Heere einige hundert Reiter, und dreihundert Fußgänger, von denen viele erst auf der Flucht umkamen, erschlagen, und zweihundert gefangen wurden. Eben diese unbeträchtliche Niederlage war Ursache, daß der kleine Krieg, welcher ohne Vergleich verderblicher und mörderischer, als selbst die förmlichen Schlachten war, unverzüglich wieder anfieng. Herzog Ludwig setzte, wiewohl vergeblich, der Reichsstadt Augsburg zu, und richtete auf ihren Flecken und Gütern, was er konnte, zu Grund,

indessen die Augsburger die verwüstendsten Ausfälle nach bayerischen Dorfschaften unternahmen, und der Markgraf Albert längs der Donau vom Rhein bis Neuburg alles plünderte und zerstörte. Ein Stillstand, welcher von einigen zu Nürnberg versammelten Fürsten vermittelt, und bis zum 6. August 1463 hinausgesetzt wurde, verschaffte endlich den wechselseitigen Ländern einige Ruhe, und bald darauf den erwünschten Frieden, welcher auf einer Versammlung zu Wasserburg in Bayern (im Hornung 1463) erst entworfen, dem K. Friedrich nach Neustadt übersendet, und endlich (im August 1463) zu Prag durch die Vermittlung des Königs Georg von Böhmen dahin geschlossen wurde, daß die Ansprüche des Herzogs Ludwig von Bayern auf Donauwörth beruhend gelassen, von diesem auch jene Kleinodien, welche ihm der verstorbene junge König Ladislaus (zur Bestreitung seiner vorgehabten Hochzeit mit der französischen Prinzessinn) um eine beträchtliche Summe Geldes eingeliefert hatte, an das Haus Oesterreich unentgeltlich wieder zurückgestellt, von dem Herzoge auch ferner jene Ortschaften, welche er während des Krieges dem Markgrafen Albert von Brandenburg abgenommen hatte, ebenfalls wieder zurückgegeben, jene Klagen aber, welche Herzog Ludwig wider den Markgrafen

vorzubringen hatte, an den Kaiser besonders verwiesen werden sollten *).

Ungleich vortheilhafter endigten sich diese gräßlichen Kriege für den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz. Wir haben gehört, daß, nach dem im Jahre 1459 erfolgten Hintritte des mainzischen Erzbischofes Dietrich von Erpach, sieben Domherren zwei Erzbischöfe, den Dietrich von Isenburg, und Adolph von Nassau wählten, der Kurfürst Friedrich es anfangs mit dem letztern hielt, weil jenen der Kaiser, mit welchem er damals bereits zerfallen war, annahm. Der neue Erzbischof Dietrich von Isenburg vereinigte sich dem zu Folge mit den Truppen, welche, auf Geheiß des Kaisers, den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz zu verderben suchten. Kurfürst Friedrich befand sich im J. 1460 vor der (dem Grafen Emich von Leiningen zugehörigen) Stadt Pfeddersheim, welche er zu erobern suchte. Das feindliche Heer, bei welchem sich der Erzbischof Dietrich, der Herzog Ludwig von Veldenz, und die Grafen von Leiningen befanden, eilte zum Entsatz des Städtchens herbei; allein der Kurfürst erfocht über dasselbe den 4. Juli einen vollkommenen Sieg, bei welchem er vier

---

*) Fugger 709 — 723.

Grafen, und viele Edelleute, dann das ganze feindliche Lager, und das mainzische Hauptpanier in seine Gewalt bekam.

Indessen war der Erzbischof Dietrich von Mainz mit dem Kaiser und dem Pabst Pius II. (Aeneas Sylvius) zerfallen; er hätte nämlich dem letztern für die Annaten mehr bezahlen sollen, als er schuldig zu seyn glaubte, oder aufbringen konnte. Auch hätte er sich verbindlich machen sollen, niemals einen Vortrag wegen einer allgemeinen Kirchenversammlung rege zu machen, und niemals die deutschen Fürsten zusammen zu rufen. Dieß letztere hielt der Erzbischof für einen Eingriff in seine Rechte, und zugleich weigerte er sich, die verlangten Summen zu entrichten, ungeachtet dessen Abgeordnete dieselben (sie betrafen 20501 Gulden rheinisch) zu Rom bewilligt, und römische Wechsler zu Bürgen aufgestellt hatten. Die Folge davon war, daß wider ihn eine Excommunication ausgewirkt, und daß er (indem er sich sogleich auf die Entscheidung eines allgemeinen Conciliums berief, auch eigenmächtig mehrere Zusammenkünfte der deutschen Fürsten ausschrieb) von Pabst Pius II. vollends für entsetzt, und an seiner Stelle Adolph von Nassau, zum Erzbischof von Mainz erklärt, daß endlich dieser Adolph nunmehr selbst vom Kaiser Friedrich, welchem die vom Erzbischof

Dietrich wider den kaiserlichen Willen ausgeschriebenen Fürstenconvente höchstens mißfielen, als Erzbischof und Kurfürst von Mainz anerkannt wurde. Nun warf sich Dietrich in die Arme seines bisherigen Feindes, des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, und dieser, welcher dabei seinen Vortheil vermehrt sah, nahm ihn auch unverzüglich in die Gemeinschaft aller seiner Verbündeten auf, und gewann durch die oben erwähnte, für ihn glücklich ausgefallene, Schlacht bei Seckenheim beinahe gänzlich die Oberhand; doch da es dem Adolph glückte, sich der Stadt Mainz (welche bei diesem Vorfalle nicht nur geplündert wurde, sondern beträchtliche Freiheiten verlor) zu bemächtigen; da di: fortdauernde Verwüstung der Länder immer allgemeiner wurde, und mancher andere Vorfall einwirkte, so kam endlich ein Vergleich zu Stand, vermöge dessen Dietrich lebenslänglich die Städte und Aemter Höchst, Steinheim und Dieburg mit allen Einkünften, und geistlicher und weltlicher Gerichtsbarkeit behalten, Adolph entgegen ihn mit dem Pabst und dem Kaiser aussöhnen, übrigens aber Erzbischof und Kurfürst von Mainz verbleiben sollte. Der Kurfürst Friedrich von der Pfalz ließ sich für die Dienste, welche er dem Dietrich leistete, reichlich bezahlen*), wie

*) Trithem. Chron. hirsaug. ad a. 1461.

er dann auch jene Fürsten, welche ihm in der Schlacht bei Seckenheim in die Hände fielen, nur gegen ein äußerst beträchtliches Lösegeld befreite. Der Bischof von Mez mußte 60,000 Gulden bezahlen; der Markgraf von Baden mußte ihm, bis zur Abtragung einer Summe von 100,000 Gulden, das, was er an der vordern Grafschaft Sponheim besaß, die Stadt Beßigheim, die Stadt und das Schloß Beinheim, einräumen, auch die Stadt Pforzheim zum pfälzischen Lehen machen, welches nur gegen die Erlegung einer Summe von 10,000 Gulden könnte aufgekündigt werden. Der Graf Ulrich von Würtemberg wurde zu einer Summe von 100,000 Gulden, und bis zu deren Erlegung zur Abtretung der Städte Waiblingen und Botwar angehalten; aber mit dem Kaiser Friedrich wurde der Kurfürst von der Pfalz desto weniger ausgesöhnt, und noch im Jahre 1474 wurde er von demselben (hauptsächlich weil er die Kurwürde nicht niederlegte) mit der Acht belegt, was er aber gar wenig achtete, indem er jene Würde, mit Einwilligung des Kurprinzen Philipp fortbehielt, und im ganzen Reich bis zu seinem (im Jahre 1476 den 12. Dec. erfolgten) Hintritt, ein solches Ansehen behauptete, daß sich Niemand einfallen ließ, ihm einige Kränkung zuzufügen. Aber mit einem andern Prinzen

des damaligen bayerisch=pfälzischen Hauses machte Kaiser Friedrich nach einigen Jahren, freilich in einer ganz andern Lage der Sachen, desto weniger Umstände. Der Herzog von Bayernmünchen, Albert IV., genannt der Weise, hatte sich im Jahre 1486 der Reichsstadt Regensburg, nicht mit Gewalt bemächtigt, sondern vermöge einer freiwillig angebotenen Uebergabe, unterzogen, und die Huldigung angenommen. Kaiser Friedrich sah diese Ergebung so wenig gleichgültig an, daß er die Stadt, nachdem er ihr erst im Jahre 1479 befohlen hatte, sich wieder in kaiserliche Gewalt zu stellen, im Jahre 1491 ächtete, wider den Herzog aber den schwäbischen Bund (von welchem weiter unten die Rede seyn wird) aufforderte, dessen grimmige Einfälle den Herzog bewogen, einen Vertrag, welchen der damalige römische König Maximilian I. zu Augsburg im Jahre 1492 vermittelte, einzugehen, und die Stadt Regensburg ihrer Reichsunmittelbarkeit neuerdings zu überlassen.

Diese Mißhelligkeiten und Fehden sind nur kleine Abrisse der unzähligen übrigen, welche sich unter K. Friedrich III. in Deutschland ereigneten, und diesem den Schimpfnamen einer Mördergrube zuzogen. Nicht nur wurden die Fehden so gemein, daß zuletzt (was in unsern Zeiten einem Mährchen ähnlicher,

als einer wirklichen Thatsache zu seyn scheinen möchte) Leute vom geringsten Stande, daß Lehrjungen und Handwerksbursche ganzen Reichsstädten eine Fehde ankündigten, sondern die Unsicherheit auf öffentlichen Straßen wurde so gräßlich, daß es in manchen Gegenden gefährlich war, ohne Geleit über die Straße zu gehen. Der welsche Bischof Campanus, der auf dem im Jahre 1471 zu Regensburg gehaltenen berühmten Reichstag anwesend war, schrieb von dieser Stadt aus *), daß die venetianischen Gesandten in Paßau auf die Ankunft des Kaisers warteten, indem sie sich aus Furcht vor den Mördern nicht getrauten, allein nach Regensburg zu reisen. „Deutschland, setzt er hinzu, ist ungemein weitläufig, mächtig, und edel; allein gegenwärtig ist es ein lauteres Räubernest, und selbst unter dem Adel dünkt sich derjenige größer zu seyn, der ein größerer Räuber ist."

Bei solchen Umständen war sich wenigstens nicht zu verwundern, wenn zuletzt das Ansehen des K. Friedrich dergestalt abnahm, daß man sich mehr, als Einmal, nach einem andern Kaiser, welcher im Stande wäre, den

---

*) Germ. Rer. Script. apud Freher. Tom. II. p. 148.

deutschen Frieden mit mehr Kraft und Nachdruck hand zu haben, sehnte. Dieser Wunsch wurde manchmal um so ernsthafter, als die Macht und Tapferkeit der benachbarten Könige, des Georg von Böhmen, und des Mathias von Ungarn, allgemein gepriesen wurde, und der Kaiser Friedrich hatte alle Hände voll zu thun, um von seiner gewöhnlichen Staatskunst, zu welcher er während seiner Regierung seine unaufhörliche Zuflucht nehmen mußte, einen durch eine Entzweiung mit dem andern zu schwächen, einen guten Gebrauch zu machen. Seine Unternehmungen mit jenen beiden Königen zogen für diese sowohl, als selbst für ihn äußerst wichtige Begebenheiten nach sich. Friedrich that anfangs, als wenn es erst von seiner Genehmigung abhienge, ob die von ihren Nationen gewählten Könige als solche erkennt werden sollten, und was den König Mathias von Ungarn betrifft, so ließ er sich erst im Jahre 1463, durch die Vorstellungen eines päbstlichen Legaten, dahin bringen, daß er dem Mathias die ungarische Krone auslieferte, und ihn als König erkannte, wobei noch die für ihn günstigen Bedingnisse festgesetzt wurden, daß er den Titel eines ungarischen Königs führen, den Mathias an Sohnesstatt annehmen, und daß, wenn Mathias stürbe, der kaiserliche Prinz Maximilian als König

von Ungarn nachfolgen, und endlich daß ihm wegen der Zurückstellung der Krone von Ungarn (welche ihm, wie oben vorkam, die Königinn Elisabeth mit dem jungen Ladislaus eingeliefert hatte) von den Ungarn eine Summe von achtzigtausend Dukaten bezahlt werden sollte.

Mit dem Könige Georg von Böhmen konnte K. Friedrich eben so wenig umhin, ein freundschaftliches Benehmen zu beobachten, indem ihm dieser Georg nicht nur zur Zeit, da er von seinem Bruder Albert, und den mißvergnügten Wienern eine zweimonatliche Belagerung in seiner Burg zu Wien auszuhalten hatte, ganz aus dem Gedränge half, sondern auch das Meiste beitrug, daß der heftige Krieg zwischen dem Kaiser und dem Reich, und dem Herzog Ludwig von Bayern vermittelt wurde. Friedrich erkannte den Georg zu Brünn im Jahre 1459 für den rechtmäßigen König von Böhmen, und beide Herren (Kaiser Friedrich erhob die Söhne des Georg, Victorin, und beide Heinriche in den Reichsfürstenstand, und betitelte sie als Herzoge zu Münsterberg, und Grafen zu Glaz) versicherten einander ihre freundschaftlichen Gesinnungen mit einem Gepränge von Worten, bei denen man hätte glauben sollen, daß ihr Verständniß unzertrennbar seyn würde; allein die

Freundschaft sowohl mit dem Könige Georg in Böhmen, als dem Matthias in Ungarn war von einer sehr kurzen Dauer. König Georg wurde vom Pabst Paul II. (dem Nachfolger des 1464 verstorbenen Pius II.) als ein Hussit und Ketzer, nicht nur in den Bann gethan, sondern auch seiner königlichen Würde für entsetzt erklärt. Diese Würde wurde zuerst dem König von Polen, und da dieser ein Bedenken trug, sie anzunehmen, dem Könige Mathias von Ungarn, welcher auch sogleich in Mähren einfiel, angeboten. Nun hielt Kaiser Friedrich im J. 1467 einen Reichstag zu Nürnberg, auf welchem von dem Türkenkrieg gehandelt werden sollte, und König Georg beschickte diesen Reichstag durch seine Gesandte, welche aber auf den Vortrag des päbstlichen Legaten, Fantinus, als Gesandte eines Ketzers, vom Reichstage ausgeschlossen wurden; und überdieß wurden die Vorstellungen jenes Legaten, daß man vielmehr erst den König Georg von Böhmen, und dann die Türken angreifen sollte, von den Gesandten des Kaisers mit Beifall aufgenommen. Dieses Letztere verdroß den König Georg dergestalt, daß er dem K. Friedrich sogleich den Krieg ankündigte, und im J. 1468, unter der Anführung seines Sohnes Victorin, Kriegsvölker nach Oesterreich schickte, welche bis an die Donau vordrangen, aber

durch den Einfall des Königs Mathias von Ungarn in Mähren auch bald wieder genöthigt wurden, diesem nachzuziehen, und Oesterreich zu verlassen. K. Friedrich versprach nämlich dem König Mathias, daß er ihn als König von Böhmen anerkennen, und sogleich bestätigen wollte, wenn er dasselbe erobern würde. K. Friedrich mochte sich wohl auf eine solche Eroberung (ungeachtet die katholischen Herren in Böhmen vom König Georg abgefallen waren) und auf den Untergang des K. Georg, dessen Tapferkeit er wohl kannte, wenig Rechnung gemacht haben; allein er machte sich die Hoffnung, welche auch nicht unerfüllt bleiben konnte, daß beide Könige sich das Mark ihrer Kräfte rauben, und für ihn am Ende weniger fürchterlich dastehen würden. Georg ermüdete den Mathias durch seine Erfahrenheit und List; (bei dem Dorfe Semtiessy schloß er ihn mit seinen Ungarn und seinen Kreuzsoldaten durch gefällte Bäume ganz ein) besiegte ihn dann durch seinen unerschöpflichen Reichthum an kriegerischen Einfällen und Erfindungen, so daß Mathias im Jahre 1469 ihm seine Freundschaft und den Frieden anbot, und versah am Ende, da Mathias seine Verträge brach, das Königreich Böhmen durch ein seltenes Beispiel von Großmuth vor seinem Absterben, mit einem Könige, der die hin-

länglichsten Kräfte besaß, um sich zu erhalten. Er schrieb nämlich im Jahre 1469 einen allgemeinen Landtag nach Prag aus, auf welchem er den versammelten Ständen sein herannahendes Lebensende vorstellte, und sie um die Wahl eines Nachfolgers bat. Da Jedermann erwartete, daß er einen seiner Söhne nennen würde, stieg die Verwunderung, und dankbare Achtung aller Anwesenden auf das höchste, da er den Uladislaus, ältesten Sohn König Kasimirs von Polen nannte, welcher mütterlicher Seits von den ältern böhmischen Königen (K. Kasimir hatte nämlich eine Tochter des Kaisers Albert II., Elisabeth, und dieser Albert hatte die Elisabeth, einzige Tochter des letzten böhmischen Königs luxemburgischen Geschlechts, Kaiser Sigmunds, zur Ehe) und mithin von Kaiser Karl IV., dessen Andenken den Böhmen höchst theuer war, abstammte. Die böhmischen Stände billigten diesen Vorschlag, nahmen aber, weil dießmal eben nicht alle versammelt waren (nach dem den 22. März 1471 wirklich erfolgten Hintritte des Königs Georg) eine wiederholte Berathschlagung vor, vermöge welcher Uladislaus von Polen zum Könige von Böhmen nicht so fast neuerdings gewählt, als vielmehr feierlich bestätiget wurde, zum größten Mißfallen des römischen Hofes sowohl, welcher die böhmische Krone dem Kö-

nig Mathias von Ungarn bestimmt, als noch vielmehr selbst dieses Mathias, welchem Kaiser Friedrich die Bestätigung über Böhmen versprochen hatte. Beide Theile mochten nun auch die zuversichtliche Erwartung genährt haben, daß der Kaiser bei der böhmischen Wahl nichts weniger, als gleichgültig züsehen würde; allein K. Friedrich, dem es niemals ein Ernst war, den König von Ungarn mächtiger zu machen, als er schon war, hatte wider den Uladislaus nicht das Geringste einzuwenden, und fand vielmehr denselben so ganz an seinem Orte, daß er ihm, nach einiger Zeit, den 10. Jun. 1477 nämlich, zu Wien mit dem Königreich, der Kur und dem Erzschenkenamt die feierliche Belehnung ertheilte. Da K. Friedrich bei dieser Handlung durchaus alle Rücksicht auf den Mathias von Ungarn, der indessen mehr, als einen Beweis ablegte, was er durch seine Waffen und Unterhandlungen vermöge, (er hatte Mähren, Schlesien und die Lausiz von Böhmen abgerissen) bei Seite setzte, so hätte man meinen sollen, daß er sich nach allen Regeln der warnenden Klugheit auf jeden Fall vorgesehen, und hinlängliche Gegenanstalten in Bereitschaft gehalten haben würde; aber Friedrich dachte nicht eher daran, als bis man ihm meldete, daß Mathias bereits in Oesterreich eingefallen, und im An-

zug nach Wien sey. Nunmehr blieb aber dem K. Friedrich nichts übrig, als die Demüthigung, den Mathias unverzüglich um den Frieden zu ersuchen, und diesen durch eine Summe Geldes zu erkaufen, mit deren Hälfte er sich in einen hinlänglichen Vertheidigungsstand setzen, und allen Einfällen hätte zuvorkommen können. Er mußte 100,000 Goldgulden, deren Entrichtung gleichwohl die Landstände übernahmen, zusagen, versicherte sich aber dadurch die gewünschte Ruhe so wenig, daß er vom K. Mathias, welcher wohl wußte, wie es mit seinen Nachbarn stände, vielmehr bald wieder neue Widerwärtigkeiten zu erfahren hatte, und zuletzt zusehen mußte, wie sich Mathias der sämmtlichen niederösterreichischen Lande, und im Jahre 1485 sogar der Stadt Wien, und im Jahre 1487 auch der Wiener-Neustadt bemächtigte. Vergeblich nahm Friedrich zu seinem gewöhnlichen Mittel, zu den Versammlungen der deutschen Fürsten auf wiederholten Reichstagen seine Zuflucht, und Mathias hatte sich bereits auf allen Seiten ausgebreitet, als endlich, unter der Anführung des Herzogs Albert von Sachsen, eine Reichsarmee in Oesterreich sich eingefunden, und einen Waffenstillstand, vermöge dessen, unter anderm, dem Mathias seine in Oesterreich gemachten Eroberungen bis zur gänzlichen Befriedigung seiner

Forderungen und Kriegskosten verbleiben sollten, bewirket, und darauf im Jahre 1489 einen Friedensvertrag, dessen vollkommenen Abschluß aber der König Mathias nicht mehr erlebte (er starb den 4. April 1490) herbeigeführt hat; aber auch jetzt konnte K. Friedrich, ungeachtet der Verträge zwischen Oesterreich und Ungarn, zum Besitze dieses letztern nicht gelangen, und die Stände von Ungarn wählten vielmehr den König von Böhmen, Uladislaus, zu ihrem König, doch so, daß zwischen ihm dem Kaiser Friedrich, und dessen Sohn Maximilian, durch einen zu Presburg den 7. Nov. 1491 errichteten Vertrag festgesetzt wurde, daß vom König Uladislaus an Oesterreich eine Summe von 100,000 Gulden, zu einer Entschädigung der Kriegskosten, entrichtet, und daß, nach dem Abgang des Uladislaus und seiner männlichen Erben, das Königreich Ungarn, ohne einige fernere Einstreuung, dem Männsstamme des Erzhauses Oesterreich zufallen sollte.

Unter allen Handlungen des K. Friedrich sind keine seltsamer und auffallender, als seine Reichstage, auf welchen unaufhörlich wegen eines Zuges wieder die Türken berathschlagt, und niemals das Geringste mit Ernst unternommen wurde; aber eben diese Reichstage enthalten eine gute Rechtfertigung für ihn,

und beweisen, wie wenig er, wenn er auch mit der reinsten Absicht, und dem besten Willen zu Werke gegangen wäre, hätte ins Werk setzen können. Es war (wenn die deutschen Fürsten und Reichsstädte sich auch nur eine mäßige Anstrengung hätten wollen gefallen lassen) unendlich leichter, die Türken aus Europa zu verjagen, als die deutschen Fürsten und Herren Eines Sinnes zu machen. Die ersten türkischen Einfälle geschahen wider die Ungarn, und der Sultan Amurat nahm im J. 1441 eine Belagerung von Belgrad oder griechisch Weissenburg vor, wurde aber von dem oben genannten ungarischen Statthalter, Johann Huniades, oder Corvinus nicht nur zurückgetrieben, sondern durch den Beistand des Georg Castriot (welcher wegen seinem Heldenmuth den Beinamen Scanderbeg, oder Alexander erhielt) in zwei Hauptschlachten überwunden. Der polnische König Uladislaus, welcher sich (wie ebenfalls oben vorkam) des Königreichs Ungarn bemächtigte, brachte den Türken im Jahre 1443 nicht weniger die empfindlichsten Niederlagen bei, und dieser tapfere König ließ sich sein Kriegsglück so sehr gefallen, daß er kein Bedenken nahm, einen Stillstand, welchen er mit dem Sultan Amurat geschlossen hatte, zu brechen, und im J. 1444, ohne eine neue Veranlassung, den Sultan aufzu=

suchen, dessen Macht er so sehr verachtete, daß er mit einem Heere von 20,000 Mann das türkische Heer von 100,000 Mann angriff, zwar eine ungeheure Menge desselben zu Grunde richtete, aber am Ende gleichwohl (er stürzte sich mitten unter die Janitscharen) sein Leben verlor, bei Varna den 11. Nov. 1444.

Aber die Türken streiften nicht bloß gegen Ungarn, sondern richteten ihre Absichten seit vielen Jahren hauptsächlich wider das (im J. 395 entstandene) morgenländische oder griechische Kaiserthum, an dessen Hof zwar sehr viel Prunk und Pracht, aber desto weniger Kraft und Ueberlegung herrschte, und im J. 1453 gelang es dem Sultan Mahumet II., sich der Hauptstadt Konstantinopel, (der letzte griechische Kaiser Konstantin wurde von seinen eigenen Leuten unter einem Thore dieser Stadt erdrückt) und dann des ganzen griechischen Kaiserthumes zu bemächtigen.

Die Bestürzung, mit welcher die Nachricht davon in ganz Europa aufgenommen wurde, war unbeschreiblich. Man sah mit Entsetzen auf einen Feind hin, der kein Ziel seiner Eroberungen, keine Mäßigung seiner Siege, und keine Menschlichkeit kannte, und da der Grund der allgemeinen Furcht eben nicht leer war, so vergrößerte jeder die Gefahr

nach dem Maaße seiner Zaghaftigkeit, und jeder suchte gleichsam seinen Trost in dem Schrecken des andern. Selbst Kaiser Friedrich vergoß über den Sturz des morgenländischen Reiches bittere Thränen, und Pabst Nikolaus V. rief alle christliche Fürsten zu einem gemeinsamen Kreuzzuge auf. Unverzüglich wurde im Jahre 1454 ein Reichstag nach Regensburg ausgeschrieben, auf welchem der mächtige Herzog von Burgund, Philipp genannt der Gute, dann der Herzog Ludwig von Bayern-Landshut, und Markgraf Albert von Brandenburg persönlich, andere Fürsten aber, und selbst der Kaiser, durch Abgeordnete erschienen. Man kam überein, daß vor allen Dingen die wechselseitigen Fehden der deutschen Fürsten durch einen Landfrieden, welcher wenigstens fünf Jahre dauern sollte, unterdrückt, und daß wider die Türken so geschwind, als möglich, eine christliche Armee ausgerüstet werden, und daß darüber im Beiseyn des Kaisers berathschlagt, und das Erforderliche sogleich bestimmt werden müsse*). Dieß müsse auf einem andern Reichstag, welcher noch im nämlichen Jahre um Michaeli zu Frankfurt zusammen berufen wer-

---

*) Gustav Georg Königs von Königsthal — Nachlese in den Reichsgeschichten ꝛc. S. 33. u. s. w.

den sollte, ins Reine gebracht, und dann der Feldzug mit größtem Eifer eröffnet werden. Diese Entschlüsse wurden vorzüglich durch den Eifer des Herzogs Philipp bewirkt, und die Anwesenden waren damit so sehr zufrieden, daß sie ihm für seine Plane und für die Vorschläge der schönen Dinge, welche geschehen sollten, ordentliche Danksagungen, als wenn sie bereits geschehen wären, abstatteten, und nicht wenig getröstet auseinander giengen. Der Reichskonvent zu Frankfurt wurde zu Michaeli richtig eröffnet. Die Könige von Frankreich, England, Böhmen, Ungarn, Polen, Schweden, Dänemark, mit einem Worte alle Fürsten von Europa waren dazu eingeladen worden; aber nur die Erzbischöfe Theodorich von Mainz und Jakob von Trier erschienen, nebst wenigen andern, in Person; die übrigen schickten (was auch selbst der Kaiser Friedrich wieder that) ihre Abgeordneten, unter welchen die Deutschen ihre Gesinnungen ganz geändert zu haben schienen, und da sie von Geldbeiträgen, welche zur Errichtung und zum Unterhalte einer Kreuzarmee nothwendig zusammengebracht werden mußten, hörten, sich mit Unmuth äusserten, daß es ihnen vorkäme, als wenn dem Pabste und dem Kaiser allein um Geld zu thun wäre. Sie lachten über den Eifer der Burgunder, welche von nichts, als dem Tür-

kenkriege sprachen, und blieben kalt bei den Klagen und Bitten der Ungarn, denen sie zu verstehen gaben, daß die Deutschen sich um ihre Händel mit den Türken wenig bekümmerten, und daß sie die Kriege, von denen allein sie ihren Vortheil zögen, nur selbst schlichten möchten. Der Reichstag schien eine mißliche Wendung zu nehmen; allein der gelehrte Aeneas Sylvius, welchen der Kaiser, mit andern, als seinen Gesandten nach Frankfurt abgeschickt hatte, hielt eine Rede, „während welcher, wie ein glaubwürdiger Schriftsteller sich ausdrückt) sich keiner der Anwesenden räusperte, keiner seine Augen von dem Angesichte des Redners abwandte, keiner seine Rede, wiewohl sie zwei volle Stunden dauerte, für lang hielt," und alle stimmten nun denselben Augenblick wieder für den Krieg. Man beschloß im ersten Eifer, daß 15,000 Mann zu Pferd, und 40,000 Mann zu Fuß aufgerichtet, daß die Truppen in sechs Rotten eingetheilt werden sollten, entwarf zugleich den Anschlag, was jeder zu stellen haben sollte, und entwarf sogar die Ordnung des Heeres *). Die Herren besannen sich aber eben so bald wieder, daß sie zu viel zugesagt hätten, und

*) Ebend. S. 51. u. s. w.

entwarfen einen neuen Anschlag, vermöge dessen die Armee aus 10,000 zu Pferd, und 20,000 zu Fuß bestehen sollte; allein „die treffenliche Rat = Sendpoten der Reichsstädte" fanden sogleich, daß sie (man muthete ihnen die Herstellung von 2000 Mann zu Pferd, und 6000 zu Fuß zu) zu hoch angesetzt worden wären, und ließen die Sache bis zu dem nächsten Reichstag ausgesetzt, welcher vom Kaiser Friedrich zur gänzlichen Berichtigung aller Anstände, auf Lichtmeß 1455 nach Wienerisch-Neustadt angesagt wurde, aber hier erschienen bei weitem nicht alle, die man wünschte, und unter denen, welche zugegen waren, erhob sich darüber, wer dem andern vorsitzen sollte, ein heftiger Streit. Der Erzbischof von Trier, schreibt Aeneas Sylvius, behauptete, daß ihm der erste Platz nach dem Kaiser, und nach ihm den kurfürstlichen Gesandten gebühre, der Gesandte des Pabstes entgegen bestand darauf, daß der erste Platz ihm zustehe. Auch der neapolitanische Gesandte maßte sich den ersten Rang vor den Gesandten der abwesenden Kurfürsten an. Nachdem die Sache beigelegt war, wurde wieder sehr vieles über die Nothwendigkeit eines baldigen Feldzuges wider die Türken gesprochen, und so oft und lange gesprochen, daß man um Ostern noch keinen Schritt weiter gekommen war. „Dise Sachen,

sagt ein Anwesender *), wurden auff das bis auf den Osterabennt vnd darnach in die Feyrtage, vnd ye von aym tag zu dem anndern, verzogen, bis auff den Sampstag vor quasi modo geniti, da beschiede der Kaiser den von Trier und der Kurfürsten Rete gein Hofe vmb zehn Vr Vormittage. Vnd als sie auff die gesazten stund zu Hofe erschienen, ließ sie der Kaiser bei dreyen stunden harren, das sy in derselben Zeitt für In nicht komen, noch In Irem Begern möchten Verhört werden. Also ward mein Herr, vnd der Kurfürsten Rete bewegt, darum das man von Tag zu Tag auffgehalten, vnnd zulezt so lanng lassen harren, vnnd nicht verhört hette, und s. w." Nun kam vollends die Nachricht von dem Hintritte des Pabstes Nikolaus V., welcher den Feldzug wieder die Türken am eifrigsten betrieben hatte, an, und sogleich wurde vom Kaiser die Versammlung, auf welcher ohnehin nichts zu Stande gekommen war, mit der Vertröstung, daß die Sachen gleichwohl ein anderesmal vorgenommen werden müßten, beschlossen.

Der Erfolg dieser Versammlungen war, daß sich nunmehr die Kurfürsten, statt sich an

---

*) Ebend. S. 86.

Kaiser Friedrich, dessen unthätiges Wesen sie nunmehr kennen gelernt hatten, anzuschließen, unter sich selbst vereinigten, und im J. 1456 zu Nürnberg, dann im folgenden Jahre zu Frankfurt, Kurfürstentage hielten, daß sie sich, falls sich der Kaiser nicht eifriger, als bis dahin, um die Reichssachen annähme, genöthiget sehen würden, einen römischen König, welcher aber bei seinen Lebzeiten nicht gekrönt werden sollte, zu wählen. Ihre Wünsche und Forderungen bezogen sich in der Hauptsache (wie oben schon berührt wurde) auf zwei Gegenstände, daß vom Kaiser durch eine ernstliche Unterdrückung der ewigen Fehden ein standhafter Reichsfriede hergestellt, und daß einige Beschwerden wider die römische Curie untersucht, und abgestellt werden möchten; allein zum erstern gehörte von Seiten des Kaisers ein großes Vermögen und eine beherrschende Hausmacht, woran es demselben unläugbar gebrach, und mit dem päbstlichen Hofe wollte sich Friedrich, theils aus Achtung für denselben, theils wegen dem Umstand, daß die bischöflichen Abgaben nach Rom seine eigenen Kassen eben nicht belästigten, nicht neuerdings in Händel einlassen, bei welchen er unangenehme und ruhestörende Weitläufigkeiten befürchtet haben mochte. Indessen blieb es auch von Seite der Kurfürsten bei ihren Drohungen,

indem eben zu derselben Zeit die oben erwähnten Kriege mit dem Herzog von Bayern-Landshut wegen Donauwörth, dann die Streitigkeiten wegen Mainz, ausgebrochen, und die Kurfürsten unter sich selbst entzweit worden sind.

Aber bei allen diesen Vorfällen wurden die Bemühungen, einen Feldzug wider die Türken zu Stand zu bringen, so wenig bei Seite gesetzt, daß sie vielmehr nach dem (im Jahre 1458 erfolgten) Hintritt des Pabstes Calixt III. (welcher auf Nikolaus V. gefolgt war) von dem neuerwählten Pabst mit einer Thätigkeit, welche alles in Bewegung setzte, erneuert wurden. Dieser Pabst besaß die genaueste Kenntniß von den Kräften und Absichten der deutschen und übrigen europäischen Höfe, die geübteste Geschicklichkeit, schwierige Geschäfte zu behandeln, die hinreissendste Beredsamkeit, unentschlossene, entzweite, oder träge Gemüther nach seinen Absichten zu lenken, und die unumschränkteste Achtung aller Könige und Fürsten, die ihn persönlich kannten, und verehrten. Es war der Aeneas Sylvius, welcher (wie bereits vorkam) im Jahre 1458 unter dem Namen Pius II. den päbstlichen Stuhl bestieg.

Pius II. griff die Sache mit einem Ernst, und mit einer dergestalt feierlichen Einleitung

an, daß eine neue Fehlschlagung beinahe unmöglich schien. Ihm wenigstens schien es, nur an der bisherigen Art und Weise, mit welcher die Fürsten bei den vorgehenden Versammlungen behandelt wurden, nämlich an einer bemächtigenden Sachkenntniß und Geisteskraft gemangelt zu haben, wenn kein Vorschlag zur Wirklichkeit kam, und mit jener Sachkenntniß, und dieser Geisteskraft fühlte er sich beseelt. Er berief den Kaiser, und berief mit den dringendsten Vorstellungen alle europäischen Könige und Fürsten zu einer allgemeinen Versammlung auf das Jahr 1459 nach Mantua, und wiederholte inständigst seine Einladungen, als anfangs nur einige Gesandte, und diese langsam heran kamen; und da weder der Kaiser, noch einer der Könige in Person sich einfand, unterdrückte er noch seinen innern Schmerzen, und hoffte durch die anwesenden Gesandten die abwesenden Fürsten zu gewinnen. Seine Beredsamkeit, und seine Schilderungen der Gefahr, welche den christlichen Ländern von den Türken bevorständen, waren von der besten Wirkung. Die innigst gerührten Gesandten versprachen, alles zu thun, um ihre Herren standhaft zu erhalten, und die Deutschen sagten indessen die Herstellung von 42,000 Mann zu, wozu noch 6000 Mann Burgunder kommen sollten. Selbst Pabst Pius II. war mit

den unverstellten und so wohl gestimmten Aeusserungen der guten Deutschen zufrieden, und entließ sie mit der freudigsten Hoffnung des besten Erfolges. Gleichwohl erfolgte von allen diesen herrlichen Versprechungen nicht das Geringste; und wie hätte auch etwas erfolgen sollen, da der größte Theil der deutschen Fürsten mit innerlichen Fehden beschäftigt, und selbst K. Friedrich in seinem Oesterreich nicht sicher war? Der um den Fortgang des Türkenkrieges äußerst bekümmerte Pabst schickte den Pabst Bessarion nach Deutschland, die Fürsten an ihr Versprechen zu erinnern, und es wurden noch im Jahre 1460 nach Nürnberg und Worms, nach Wienerisch-Neustadt und nach Wien selbst Convente ausgeschrieben, welche theils nicht hinlänglich besucht, theils mit den Klagen, daß im Reich von darum nichts gethan werden könne, weil für dasselbe der Kaiser nichts thue, und mit wiederholten Planen und Drohungen, ihm einen neuen König an die Seite zu setzen, beschlossen wurden. Und mit einem Worte, Pabst Pius II. gieng im Jahre 1464 mit Tod ab, ohne daß der Türk auch nur einen deutschen Kriegsmann zu sehen bekam, und die Deutschen hatten genug zu thun, sich selbst zu bekriegen, und aufzureiben.

Bei einer solchen Lage von Umständen war sich vielmehr zu verwundern, daß man wegen den Türkenkriegen noch ferner auf nachgefolgten Reichstagen unterhandelte, als daß man die Vorsätze, welche man auf denselben faßte, nicht ausführte. Die Kriege wegen Donauwörth, Mainz, Oesterreich, u. a. waren kaum geendigt, wenigstens äußerlich beigelegt, so fiengen die Mißhelligkeiten wegen Böhmen an, welche von eben denjenigen veranlaßt wurden, welchen bei ihrem für die Türkenkriege bezeigten Ernst, am meisten daran gelegen war, mit aller möglichen Vorsicht und Klugheit jede auch nur entfernte Möglichkeit zu neuen Irrungen zu entfernen. Da viele Fürsten unaufhörlich auf die Herstellung eines allgemeinen Reichsfriedens, nämlich eines Reichssystems, vermöge dessen die Streitigkeiten der Reichsstände und anderer nicht mehr durch Fehden, sondern durch Gesetze entschieden werden sollten, drangen; so schrieb K. Friedrich im J. 1466 nach Ulm, dann nach Nördlingen, dann nach Nürnberg, dann im Jahre 1467 wieder nach Nürnberg Reichstage aus, welche nicht nur keinen Frieden unter den Fürsten, keinen festen Entschluß für einen Türkenkrieg erzielten, sondern vielmehr die Hoffnung dazu immer weiter entfernten, da auf dem letztern der König Georg von Böhmen

(wie oben vorkam) als ein Ketzer ausgeschlossen, der Kaiser wider ihn eingenommen, und eine langwierige Kette von Kriegen zwischen Böhmen und Ungarn angelegt wurde. Man unterließ übrigens auf diesen Reichstagen nicht, neue Entwürfe, was jeder Reichsstand zu einem Türkenkrieg beitragen sollte, und neue Vorschläge zum Reichsfrieden zu machen, von welchen, wie von allen vorgehenden, nicht das Geringste in Erfüllung kam.

Der berühmteste aller dieser unzähligen Reichstage wurde im J. 1471 zu Regensburg veranstaltet. Im Jahre 1469 fiel ein Haufen Türken aus Kroatien in das Herzogthum Krain ein, und verübte darin, ungeachtet sich ihre Anzahl nicht über 10,000 belief, in einem Zeitraume von wenigen Tagen, nach welchen sie sich sogleich wieder entfernten, die entsetzlichsten Grausamkeiten. Viele tausend Einwohner wurden ermordet, viele tausend als Sklaven aus ihrer Heimath mit fortgeschleppt, und eine Menge Schlösser, und Dörfer in Schutthaufen verwandelt. Diese eben so schreckliche, als unvermuthete Begebenheit schien dem Kaiser, nachdem er sich nunmehr in seinen eigenen Ländern angegriffen sah, endlich einmal aus seiner Gleichmüthigkeit gerissen zu haben; er hielt unverzüglich zu Wien und zu Nürnberg Convente, und schrieb, da nichts weiter

gehen wollte, auf den Mai des Jahres 1471 einen allgemeinen Reichstag nach Regensburg aus, auf welchem er, was das Außerordentlichste war, selbst in eigener Person zu erscheinen versprach. Zwei päbstliche Legaten, fünf Kurfürsten, zehn Bischöfe nebst vielen Prälaten, sieben Herzoge, sechs Markgrafen, drei Landgrafen, einundsechzig Grafen, einundachtzig Freiherren, viele hundert Ritter, nebst einer großen Anzahl königlicher Gesandten, fürstlicher und reichstädtischer Botschafter stellten (mit mehr als 8000 Pferden) zur bestimmten Zeit sich ein, und sahen der Ankunft des Kaisers mit einem Verlangen entgegen, welches der anwesende Italiener Campanus nicht groß genug, so wie die Nothwendigkeit der persönlichen Erscheinung des Kaisers, nicht wichtig genug schildern konnte. „Alles, schrieb er in seinen Briefen an den Kardinal Jakob *), beruhet auf der Ankunft des Kaisers, ohne welcher nichts zu Stande kommen wird. — Es läßt sich alles hoffen, wenn der Kaiser wollen, aber nichts, wenn er nicht gerade zu Werke gehen wird; — wiewohl, was sein Ansehen unter den deutschen Fürsten betrifft, der Schatten desselben größer, als dessen Kör-

*) Freher. Tom. II. Ep. 2. 3. p. 147.

per ist.“ Der längst erwartete Kaiser erschien endlich den 16. Juni zu Regensburg, und nachdem er acht Tage seiner Ruhe gepfleget, zeigte er sich den in der feierlichsten Versammlung anwesenden päbstlichen Legaten, Kurfürsten, Fürsten, und Botschaftern, und ließ durch den Bischof von Trient eine Rede vorlesen, worin der grausame Einfall der Türken in Kärnthen geschildert, und auf eine gemeinsame und thätige Hilfe mit vielem Nachdruck angetragen wurde. Hierauf nahmen in diesen und den folgenden Versammlungen die päbstlichen, burgundischen, venetianischen und andere Gesandten das Wort, wobei dem Kaiser über ihre stundenlangen und wortreichen Reden, in welchen sie unaufhörlich über die Türken loszogen, der Zufall begegnete, daß er sanft entschlummerte, was dann auch das passendste Bild des endlichen Erfolges, mit welchem dieser, so wie andere Reichstage geschlossen worden, war. Denn wiewohl einer der anwesenden Legaten den Kaiser ziemlich derb aus dem Schlafe weckte, und ihm zurief: „Durchlauchtigster Kaiser! Ich bin nicht hieher gekommen, dich aus dem Schlafe zu wecken, sondern vielmehr deine Thätigkeit anzufeuern;“ wiewohl einer der päbstlichen Legaten die ganz gegründete Vorstellung machte, daß, wenn man wider die Türken etwas Ver-

fängliches vornehmen wollte, man, ganz begreiflicher Weise, eine solche christliche Armee, deren Ruf schon dem Türken einen Schrecken einjagen könnte, aufbringen müßte; so wurde zwar von einer unzählbaren Mannschaft, welche in der Zukunft hergestellt werden sollte, rasch und tapfer gesprochen, aber für dießmal wurden nicht mehr als 10,000 Mann vom Kaiser (welchem nur um sein Kärnthen zu thun war) gefordert, und von den Fürsten bewilligt; ja, nach einigen Tagen äußerte sich der Kaiser, (es kamen nämlich keine neuen Nachrichten von einem wiederholten Türkeneinfall an, und mithin nahm auch die Furcht vor denselben ab) daß er mit der Stellung von 4000 Mann zufrieden seyn wolle. So wie sich aber viele Anwesende über eine so ganz und gar unerwartete Aeußerung sehr aufgebracht zeigten, so wurde gleichwohl der erste Antrag, daß 10,000 Mann gestellt werden sollten, wieder hervorgenommen, und es fragte sich nur, womit ihre Verpflegung bestritten werden sollte. Die Fürsten ließen sich den gemeinen Pfenning, nämlich eine Vermögenssteuer, vermöge welcher jedes unmittelbare und mittelbare Reichsglied von seinem Vermögen den zehnten Pfenning beitragen sollte, gefallen; allein die Sendboten der Reichsstädte machten dagegen verschiedene Einwendungen;

und da, während sie dieß thaten, zu Regensburg die Lebensmittel abnahmen, so beschloß der Kaiser, nach Nürnberg zu wandern, wohin ihm gleichwohl folgen konnte, wer da wollte. „Seit dem letzten Vorschlag, welcher wegen der Vermögenssteuer geschah, haben wir, schreibt Campanus *), wieder vortrefflich geschlafen. — Der Kaiser hat die besten Vorsätze, hat aber die Augen geschlossen, und nichts ist so tönend und rauschend, das ihn wecken könnte. Nichts ist so schwer und groß, daß er nicht versprechen sollte, sogleich ins Werk zu setzen. Wenn er einst so tapfer fechten wird, als er jetzt gut schläft, so haben wir bereits gesiegt.“ — „Wir haben hier ungarische, böhmische, polnische Gesandte, und alles wird mit großen Worten, und einem noch größern Prunk behandelt; aber der Kaiser bleibt bei allem, was er sieht und hört, unbeweglich **).“ Dieser Campanus konnte sich über die Kälte des Kaisers nicht genug ärgern. „Der päbstliche Legat, fährt er fort ***), ist Tag und Nacht beschäftigt, und sucht alles hervor, setzt alles in Bewegung, was da-

*) Ib. Epist. XI.
**) Ib. Epist. IX.
***) Ib. Epist. XII.

zu dienen sollte, den Kaiser ins Feuer zu setzen; aber ich weiß nicht, ob derjenige jemals werde entflammt werden können, der niemals erwärmet wird.“ Auf dem zu Nürnberg fortgesetzten Reichstag kam noch weniger zu Stand, und hierüber hätte sich Campanus zwar betrüben mögen, aber gar nicht wundern sollen. Damit eine vereinigte deutsche Armee aufgebracht werden konnte, mußten vorerst die deutschen Fürsten vereinigt, und ihre Gemüther zur wechselseitigen Nachgiebigkeit und Eintracht gestimmt werden. Kaiser Friedrich gebot zwar auf dem letztern Reichstag zu Regensburg auf vier Jahre einen allgemeinen Landfrieden; aber er hätte auch den Vollzug desselben wider die Friedensstörer sollen bewirken können, und so lange er glaubte, daß er solchen Fürsten, welche durchaus von Freiheiten oder Unternehmungen, die sie für rechtmäßig hielten, nichts abließen, auch seiner Seits nicht nachgeben könne; so lange war weder auf eine vollkommene Aussöhnung der Fürsten, noch auf ihre Mitwirkung für gemeinsame deutsche Angelegenheiten zu rechnen. Dieser war z. B. gleich der Fall mit dem Kurfürsten von der Pfalz, welchem K. Friedrich durchaus nichts anhaben konnte. Auch traf eben im Jahre 1471 der Hintritt des Königs Georg von Böhmen ein, welcher dem gutmüthigen Kaiser nicht wenig

zu thun gab. Auch die folgenden Berathschlagungen wegen einem Türkenkriege wurden unter seiner Regierung auf eine ähnliche Art, wie die vorgehenden, vereitelt, und der träge Türke blieb Meister von den schönsten Ländern des Erdbodens, weil das mächtige Deutschland durch Uneinigkeit getrennt, und durch seine Zerstückelung schwach blieb.

Was indessen den einen jener Punkte, wegen welchen alle Reichstage versammelt wurden, nämlich die Einführung einer, allgemein verbindlichen, gesetzmäßigen Verfassung, und eine gegründete Befestigung des Landfriedens betraf, so kam von den unaufhörlichen Wünschen, mit denen man sich bisher nach dieser Sache gesehnt hatte, wenigstens so vieles zu Stand, daß sie ihrer Vollendung näher gerückt wurde. Dieß geschah auf einem im Jahre 1486 zu Frankfurt gehaltenen Reichstage. Die Kurfürsten und Fürsten stellten an Kaiser Friedrich das Ansinnen, daß er statt des bisherigen kaiserlichen Hofgerichts, welches vielen Unannehmlichkeiten unterworfen war (denn man mußte dabei dem Kaiser an dem Orte, wo er eben seinen Hof oder zufälligen Aufenthalt hatte, nachziehen, und gleichwohl warten, bis sich Richter versammeln würden) ein ununterbrochenes Kammergericht bestellen, und dieses in einer gewissen Stadt im Reiche fest-

setzen möchte. Sie verlangten überdieß, daß ein solches Gericht die Macht haben sollte, über einen Schuldigen die Reichsacht zu verkündigen, daß es, wie es die Umstände erfordern würden, nach dem römischen Rechte, und dem sogenannten Kaiserrechte, und nach den ursprünglich deutschen Rechten, entscheiden, und in dieser Hinsicht theils aus Gelehrten, theils aus eingebornen Rittern bestehen, und daß es ihre Beisitzer von den Sporteln unterhalten, und endlich, daß es bei seinen Urtheilen vom Kaiser keine Einrede, oder Abänderung, keine Schützung verurtheilter Personen zu befürchten haben sollte. Kaiser Friedrich billigte, was er stets gethan hatte, die Anordnung eines fortdauernden Kammergerichts; aber die übrigen Punkte, welche demselben zum Grunde gelegt werden sollten, gefielen ihm desto weniger, und er machte, indem er glaubte, daß das kaiserliche Ansehen zu sehr dadurch herabgesetzt würde, so viele Einwendungen, daß unter seiner Regierung nie etwas zu Stande kam. Das hinderte aber nicht, daß nicht auf eben jenem frankfurtischen Reichstage auf zehn Jahre ein allgemeiner Landfriede hätte zu Stande kommen, und daß, durch ein gemeinsames Einverständniß, jeder Fürst und Reichsstand, der sich zu seinem Rechte mit dem Schwert in der Faust würde verhelfen wollen, im Vor=

aus mit dem Banne und der Acht belegt wurde. Kaiser Friedrich that dießmal noch etwas mehr. Wir haben im Leben K. Wenzels gehört, daß sich von Zeit zu Zeit verschiedene Fürsten und Herren in Bündnisse vereinigten, theils um die öffentlichen Räuber auszurotten, theils um die muthwilligen Friedensstörer zu entwaffnen, und an die Gerichte zu weisen. Gleichwie nun K. Friedrich voraussah, daß jener zehnjährige Landfriede nur so lange dauern würde, als sich nicht irgend ein mächtiger Fürst veranlaßt und berechtigt halten würde, sich über denselben wegzusetzen; so suchte er eine solche Gegenmacht, welche jedem Friedensbrecher das Gleichgewicht halten könnte, aufzustellen, und diese hoffte er bei den Fürsten und Städten in Schwaben bewirken zu können. In Schwaben war nicht nur die Gefahr eines Mißbrauchs der deutschen Freiheit am stärksten, indem dieses Land gleichsam in unzählige unmittelbare Stände zertrümmert war, sondern diese fürchteten sich gerade damals am meisten vor der thätigen Macht des bayerisch-pfälzischen Hauses, von welchem viele ihrer Bezirke umgeben waren. Friedrich versammelte sie demnach im Jahre 1487 zu Eßlingen, und schlug ihnen einen gemeinschaftlichen Bund vor, der auch sogleich von einigen Städten gutgeheissen, im folgenden Jahre

durch einen ordentlichen Bundbrief berichtigt, besiegelt, vom Kaiser bestätigt, dann durch den Beitritt des Erzherzogs Sigmund von Oesterreich, des Grafen Erberhard des ältern von Würtemberg, ferner der ganzen Gesellschaft des St. Georgenschildes am Kocher, von welcher der schwäbische Bund anfangs seinen Namen führte, dann endlich des ganzen Löwenbundes, vermehrt, und durch eine gesetzmäßige Einrichtung befestiget wurde. Schwaben wurde in vier Kantons, nämlich Hegau, Donau, Kocher und Nekar abgetheilt, und in jedem Kanton ein Hauptmann, welcher in dem ihm angewiesenen Bezirke die öffentliche Ruhe und Sicherheit zu beschützen, über sämmtliche aber ein Feldoberster, welcher die Truppen des Bundes anführen sollte, gestellt. Diese bestanden in nicht weniger, als 10,000 Mann zu Fuß, und 1000 zu Pferd, und der Einfluß dieses Bundes, welcher in der Folge überhaupt der schwäbische Bund genannt wurde, war eben so groß und wirkend, als dessen Zweck heilsam war; er wurde allgemein gefürchtet, und erhielt sich bis zum J. 1533 im größten Ansehen.

Auf jenem zu Frankfurt im Jahre 1486 gehaltenen Reichstag hatte Kaiser Friedrich das Vergnügen, seinen Sohn Maximilian zum römischen König und zu seinem Nachfolger

gewählt, und die Hoffnungen aller Fürsten und Stände des Reiches auf diesen, durch Verstand, Glück und persönliche Tapferkeit verherrlichten Prinzen gerichtet zu sehen. Maximilian hatte damals bereits die ausgezeichnetsten Beweise von einer ungleich größern Thätigkeit, als welche man an seinem Vater zu erwarten gewohnt war, abgelegt, und hatte überdieß sein väterliches Haus mit einer Macht bereichert, bei welcher er als deutscher König mit dem glänzendsten Ansehen auftreten konnte; er hatte die unermeßliche burgundische Erbschaft an sich gebracht, und, was mehr war, dieselbe sich größtentheils zu erhalten gewußt, nachdem ihm ehe sein Vater, Kaiser Friedrich, die Hoffnung dazu so viel als vereitelt hatte. Der letzte Besitzer der weitläufigen Staaten, welche die burgundischen Prinzen nach und nach an sich gebracht hatten (sie bestanden in den heutigen Niederlanden, den vereinigten sowohl, Utrecht, Oberyssel und Gröningen ausgenommen, als den österreichischen, nebst allem; was nachmals Frankreich an sich riß, im Herzogthum, und in der Grafschaft Burgund), war Karl der Kühne. Dieser Herr nahm sich vor, den längst von seinen Voraltern gefaßten Entschluß, ihr Haus Burgund zu einem Königreich erheben zu lassen, ins Werk zu setzen, und wandte sich in einer Sache, deren er sich

bei seinem Reichthum wohl selbst hätte anmaßen können, an Kaiser Friedrich; er bat diesen um die Belehnung mit dem Herzogthume Geldern, das er unlängst an sich gebracht hatte, und schlug in solcher Hinsicht eine Zusammenkunft zu Mez, welche aber nach Trier verlegt wurde, vor. Kaiser Friedrich versprach, zu erscheinen, und hielt auch sein Wort, indem er dazu nicht nur von dem ihm von dem mächtigsten Fürsten eingestandenen Vorrecht, Könige zu ernennen, ungemein geschmeichelt, sondern von einem ihm ungleich wichtigern Beweggrund ermuntert wurde. Karl von Burgund hatte eine einzige Erbtochter, Maria, welche (mit ihrer Erbschaft) K. Friedrich für seinen Sohn Maximilian zu erhalten wünschte. Die Zusammenkunft des vornehmsten, und anderer Seits des reichsten Herrn in Europa gieng im Herbste 1473 zu Trier vor sich, und mit der Belehnung von Geldern setzte es nicht die geringste Schwierigkeit; aber desto mehr wurde, und zwar von beiden Theilen, mit der Erfüllung dessen, was jeder gewünscht, jeder dem andern zugesagt hatte, gezaudert. Keiner wollte den ersten Schritt thun; keiner traute dem andern, und Kaiser Friedrich wurde noch überdieß von Abgeordneten König Ludwigs XI. von Frankreich in seinem ihm ohnehin ganz eigenthümlichen Hang zum Mißtrauen bestärkt,

indem sie ihn auf die Möglichkeit aufmerksam machten, daß es dem Karl von Burgund, wenn er einmal König wäre, leicht einfallen könnte, Kaiser werden zu wollen. Karl von Burgund, welcher gar nicht gezweifelt hatte, daß seine Wünsche in Erfüllung gehen würden, hatte eine Krone, einen Scepter, und andere Krönungszeichen mit sich nach Trier gebracht. Schon hatte man in der Domkirche die prächtigsten Anstalten zur Krönung gemacht; und der Tag zu dieser Feierlichkeit war angesetzt, als Kaiser Friedrich, ohne vom Herzoge von Burgund Abschied zu nehmen, plötzlich von Trier verschwand, und sich nach Köln begab, wo, wie er jenen wissen ließ, (und dieß zur Ursache seiner Entfernung angab) Unruhen ausgebrochen wären. Der äußerst beschämte und entrüstete Herzog entfernte sich von Trier, mit dem Vorsatze, sich an dem Kaiser empfindlichst zu rächen. Kaiser Friedrich schien sich alle seine prächtigen Hoffnungen, welche er sich über die Vermählung seines Sohnes mit der burgundischen Erbprinzessinn gemacht hatte, mit einem Male vereitelt zu haben.

Indessen gewann es doch das Ansehen, als wenn diese Sache eine ungleich bessere Wendung, als zu erwarten stand, genommen habe. Die Unruhen zu Köln bestanden in einer

Empörung des Domkapitels und des Adels wider den Erzbischof daselbst, Ruprecht aus dem pfälzischen Haus, welcher die von seinen erzbischöflichen Vorfahren veräußerten Kammergüter wieder einziehen wollte. Das Domkapitel setzte ihm in der Person des Landgrafen Hermann von Hessen einen Administrator an die Seite, indessen der bedrängte Erzbischof den Herzog Karl von Burgund um Unterstützung bat, und ihm über das Erzstift Köln die Vogtei, oder Schutzherrschaft anbot. Karl nahm beides mit Freuden an, und da die Stadt und das Kapitel zu Köln ihm seine Forderung, vermöge welcher sie ihn als Schutzherrn erkennen, und den Ruprecht wieder als Erzbischof einnehmen sollten, rund abschlugen, rückte er mit einem sehr zahlreichen Heere vor das am Rhein gelegene Städtchen Neuß. K. Friedrich, welchen das Erzstift Köln um Beistand anflehte, hielt sogleich mit den deutschen Fürsten mehrere Zusammenkünfte, kündigte ihm in seinem und des Reichs Namen den Krieg an, brachte (was, wenn man sich an den schlechten Fortgang der Türkenkriege erinnert, unglaublich scheinen möchte) ein Heer von 80,000 Mann zusammen, und rückte, was nicht weniger außerordentlich war, in eigener Person an der Spitze desselben, doch unter der Oberaufsicht des Kurfürsten Albert

von Brandenburg, gegen Neuß an, welches bis dahin nicht nur achtzehn Stürme der Burgunder ausgehalten, sondern diesen durch beherzte Ausfälle vielen Schaden zugefügt hatte. Da zu gleicher Zeit sowohl der König Ludwig XI. von Frankreich, als auch die Schweizer in burgundische Länder einfielen, so ließ sich der Herzog Karl einen besondern Friedensschluß mit dem Kaiser gefallen, vermöge dessen er diesem 200,000 Thaler bezahlen, und die kölnische Sache der Entscheidung des päbstlichen Hofes überlassen sollte; doch viele ziehen (denn die eigentlichen Friedensartikel wurden niemals bekannt gemacht) den ersten Punkt in Zweifel, und behaupten vielmehr, daß wegen der Verheirathung der burgundischen Prinzessinn mit Maximilian eine neue Verabredung geschehen sey. Wie dem auch gewesen seyn mag, so gieng die deutsche Armee, die zahlreichste, welche man seit vielen Jahrhunderten gesehen, und jetzt gleichwohl nichts gethan hatte, bei Köln mit größtem Mißvergnügen auseinander, und die Theilnehmer sagten sich laut, daß sie die Kosten und Mühseligkeiten dieses sachlosen Feldzuges getragen, der Kaiser aber den Nutzen gezogen habe. 1475.

Der, bald darauf erfolgte, Ausgang der Unternehmungen des Karl von Burgund ist zu außerordentlich, als daß desselben hier nicht

erwähnt werden sollte. Unter denjenigen, welche die burgundischen Staaten während der Zeit, da sich Karl vor Neuß befand, anfielen, war auch der Herzog Renatus von Lothringen. Die zwischen den Niederlanden und dem Herzogthume Burgund gelegenen Staaten von Lothringen hatten Karls Wünsche nach denselben schon längst gereizt, und jetzt nach dem Friedensschlusse vor Neuß war es seine erste Beschäftigung über dasselbe herzufallen. Er fiel es noch im Jahre 1475 mit einem Heere von beinahe 50,000 Mann an, eroberte es binnen kurzer Zeit, und hielt in der Hauptstadt Nancy einen prachtvollen Einzug. Nun nahm er sich vor, auch die Schweiz zu erobern, oder vielmehr, er hielt sie, in der hohen Meinung, welche er von sich und seiner Kriegsmacht hatte, bereits für erobert, und zog (er hatte die Schwachheit, alle seine Kostbarkeiten, Juwelen, goldene und silberne Gefäße, welche die Schweizer hätten anstaunen sollen, mit sich zu nehmen) mehr zum Triumphe, als zum Streite dahin. Sein wilder Muthwillen verleitete ihn zu der eben so schimpflichen als höchst unklugen Grausamkeit, daß er, als ihm die (an der westlichen Spitze des Neuenburgersees gelegene) Stadt Granson durch die Treulosigkeit des Hauptmanns in die Hände fiel, den größten Theil der Besa-

zung, welche aus 450 Mann bestand, theils aufhängen, theils ersäufen ließ. Er hatte 50,000 Mann mit sich gebracht, und verachtete die Schweizer, deren Heer freilich nur 18,000 Mann zählte, so ganz und gar, daß er den 2. März 1476 aus seiner vortheilhaften Stellung bei Granson heraus, und nach einem nicht weit davon gelegenen engen Paß bei der Karthause, den die Schweizer besetzt hielten, rückte. Die Anführer des ersten Haufens wollten diesen Fehler dadurch wieder gut machen, daß sie sich, als die Schweizer angriffen, allmählig aus dem Gebirge in die freie Ebene zurückzogen, wo ihre Reiterei und Artillerie gehörig benutzt werden konnte. Dieser Einfall, so klug er war, wurde augenblicklich zu einem Umstande, der diese Schlacht auf eine unvermuthete und gräßliche Art entschied. Die nachrückende Armee hielt den Zurückzug des Vortrapps für eine Flucht, und gerieth sogleich in eine Unordnung, welche ihre Hauptleute nicht mehr im Stande waren, herzustellen. Alles riß aus, und das ganze Lager, alle Artillerie von 120 Stücken, die ganze Kriegskanzlei, der ganze Schatz mit allem Gold, Silber, Kleinodien (er wurde auf drei Millionen geschätzt) fiel den Schweizern in die Hände. Das Benehmen des Karl von Burgund, der sich nach Lausanne flüchtete, war eben so auf-

ſerordentlich, als ſein Unglück, und hier bewies er durchaus nichts von jener königlichen Hoheit und Erhabenheit, nach welcher er doch ſtrebte; er wußte ſich gar nicht zu faſſen, nahm einige Tage keine Speiſe zu ſich, und betrug ſich wie ein Raſender, indem er heulte, mit den Füßen ſtampfte, und mit den Zähnen knirſchte. Da er bei dem Vorfall, welcher ihn ſo ganz außer ſich ſetzte, nicht viel Volk verloren hatte, ſo war leicht vorher zu ſehen, daß er bald wieder zurückkehren würde. Dieß that er auch, und im Monat Juni erſchien er mit einer 40,000 Mann ſtarken Armee, die er ſelbſt gemuſtert, und deren Hauptleute er durch eine flammende Anrede in eine Art kriegeriſche Wuth verſetzt hatte. Dieſes Heer ſtürmte (den 22. Juni 1476) unweit der Stadt Murten am See, welche es vergeblich belagert hatte, auf das verſchanzte Lager der Schweizer (deren Macht ſich indeſſen durch die Unterſtützung des Herzogs Sigmund von Oeſterreich auf 30,000 Mann zu Fuß, und 4000 zu Pferd erſtreckt hatte) mit der größten Streitbegierde los; wagte aber keinen Sturm, ſondern zog nach einer Stunde unter lautem Lachen und Schimpfen über die Schweizer, wieder ab. Hauptleute und Gemeine dachten dabei ſo wenig an eine Gefahr, daß ſie ſorglos ihre Ordnungen verließen; aber plötzlich fühl-

ten sie die Schweizer auf ihrem Rücken, welche sich in kurzer Zeit der feindlichen vor dem Lager aufgepflanzten Kanonen, ungeachtet des heftigsten Feuers aus denselben, bemächtigten, und einen Haufen von 10,000 Burgundern in den See sprengten. Diejenigen, welche Karl selbst anführte, zumal seine Leibwache, fochten mit der unbeschreiblichsten Anstrengung; aber da sie in dickgedrängten Massen ohne Ordnung fochten, so wurden sie von den Schweizern, und ihren Hilfsvölkern auf allen Seiten niedergemetzelt. 30,000, und unter denselben die edelsten Zweige burgundischer Geschlechter, wurden erschlagen, deren tiefverwundeten Schädel und Gebeine in einer Kapelle bei Murten bis auf unsere Tage sichtbar waren. Das ganze Lager und Kriegsgeräth fiel den Schweizern zum zweiten Male in die Hände. Karl von Burgund, der mit umgewechselten Pferden nach Genf sich flüchtete, wurde dießmal vom Schmerzen dergestalt gebeugt und erschöpft, daß sein ganzer Körper erkaltete; aber als die Nachricht einlief, daß sich der Herzog Renatus von Lothringen sein Unglück zu Nutzen gemacht, und Lothringen wieder erobert habe, raffte er mit einem von Scham und Wuth zerrütteten Geiste sich auf, und erschien im Oct. 1476 vor der Stadt Nancy, mit einem 40,000 Mann zählenden Heere,

das aber ohne Uebung und Mannszucht, und von Kleidern und Lebensmitteln, und von dem unentbehrlichsten Kriegsvorrathe entblößt war. Die Stadt, ungeachtet sie nicht weniger die entsetzlichste Hungersnoth litt, ergab sich nicht, und so wurde die schon an sich übel bestellte Armee des Karl von Hunger, Kälte, Krankheiten und anderm Ungemach in einen Zustand von unbeschreiblichem Elende versetzt, als den 6. Jenner 1477 das Heer des Herzogs von Lothringen, welcher einige tausend Schweizer an sich gezogen, und bei 20,000 Mann gesammelt hatte, herankam, und ein zahlreicher Haufen desselben, an einem Orte, wo Karl gar keinen Feind vermuthet hatte, (zwei landflüchtige Schweizer verriethen ihren Landsleuten, mit denen sie sich wieder aussöhnen wollten, diesen Ort) so plötzlich erschien, daß das burgundische Heer, bei welchem sich noch überdieß beim ersten Angriffe der Lothringer mehrere Verräther hervorthaten, vor Schrecken in Unordnung gerieth, und die Flucht ergriff. Karl that in dieser schrecklichen Lage alles, was man von dem tapfersten Feldherrn erwarten konnte; aber eine in die Flucht stürzende Armee konnte er nicht aufhalten; er sah sich zuletzt auf allen Seiten von Feinden umrungen, und von allen seinen Leuten verlassen, einige wenige Edelleute, die ihn inständig baten, seine

Person zu retten, ausgenommen. Mit diesen drang er mitten durch die Feinde, und sprengte einem Bache zu, wo er mit seinem ermatteten Pferd, dem der Sprung mißlang, ins Wasser stürzte. Ein nachsetzender Lothringer stach zuerst das Pferd mit seinem Spieß so lange, bis es den vom Sturze betäubten Herzog wegschleuderte, und dann fiel er über diesen her, und erschlug und erstach ihn. Deutsche Lanzknechte zogen ihn wegen seiner prächtigen Rüstung nackend aus, und warfen seinen Körper wieder in den Bach, wo man ihn nach einigen Tagen eingefroren und ganz entstellt (nur sein Leibarzt und sein Helmträger erkannten ihn noch) herauszog; er wurde zuerst in der Hauptkirche zu Nancy begraben, und später unter Kaiser Karl V. nach Brügge in Flandern gebracht. Karl war vierundvierzig Jahre alt, und der reichste, gefürchtetste, und (eben darum nach dem Sinne, Gefühl und Urtheil der Menge, welche den Bezwinger und Zerstörer, aus Mangel an Verstand und Geist, immer mehr schätzt, als den wohlthuenden Stifter und Bauer) der glänzendste und angestaunteste Fürst seiner Zeit. Was den Verlust der Burgunder betrifft, so kostete sie diese Schlacht bei Nancy 7000 Mann.

Diese waren die vorzüglichsten Begebenheiten, welche vom K. Friedrich behandelt, oder

deren nähere Behandlungen ihm zugemuthet wurden. Manches hätte er unstreitig thätiger betreiben, aber Manches hätte er, wenn er auch der thätigste aller Kaiser gewesen wäre, unmöglich ausführen können, weil ihn gerade diejenigen am meisten daran hinderten, welche ihm über seinen Hang zur Gemächlichkeit und Trägheit unaufhörlich die bittersten Vorwürfe machten. Der gute Kaiser sah vielleicht die schlimmen Eigenschaften der Dinge, welche er hätte aufrichten sollen, ungleich richtiger, als seine ungünstigen Beurtheiler, und blieb vorsichtig, oder klug, oder gleichmüthig genug, sich an dem Steine nicht zu stoßen, den er nicht heben konnte. In seinem Privatleben war er sehr angenehm, sanft, und mild, bescheiden, und mäßig, und ungemein für die bildenden Wissenschaften und Künste eingenommen. Auf dem Reichstage zu Nürnberg, im Jahre 1487, krönte er öffentlich den berühmten Dichter Konrad Celtes, einen gebornen Nürnberger, mit einem Kranz von Lorber, welche Krönung die erste war, mit der ein deutscher Dichter (Kaiser Ludwig aus Bayern erwies diese Ehre dem Albertin Mussat, Kaiser Karl IV. dem Petrarka) beehrt wurde. Seinem Hause war er sehr nützlich; denn ausserdem, daß er, vermöge offener Briefe vom 6. Jänner 1453 Oesterreich zu einem Erzher-

zogthume erhob, so erwarb er sich auch um dasselbe durch seine Bemühungen, Ungarn und Böhmen zu erhalten, und die reichen Niederlande zu gewinnen, (wiewohl Oesterreich durch diese zwar reicher und mächtiger, aber nicht glücklicher wurde) keine geringen Verdienste. Er ließ auch auf alle Gebäude und Geräthschaften, von deren Menge und Pracht er ein großer Liebhaber war, die fünf Buchstaben setzen: A. E. I. O. U. deren Auslegung: „Austriae Est Imperare Orbi Universo," und: „Alles Erdreich Ist Oesterreich Unterthan," bekannt genug ist. Seine Gleichmüthigkeit verhalf ihm zu einem Alter von achtundsiebenzig Jahren, wo er noch das Unglück hatte, an einem Fuße beschädiget zu werden, und da seine Wundärzte den Brand nicht zu stillen verstanden, denselben zu verlieren. Als die Abnahme desselben (sie geschah äußerst ungeschickt, und verursachte dem Kaiser die heftigsten Schmerzen) vorüber war, fragte Friedrich die Umstehenden, was zwischen einem Kaiser und einem Bauern wohl für ein Unterschied wäre. Als hierauf verschiedene Antworten erfolgten, antwortete er selbst: „Dieser ist der Unterschied, daß ein gesunder Bauer glücklicher ist, als ein kranker Kaiser." Er warf solche und ähnliche Fragen sehr gerne auf, und beantwortete sie, wenn sie von andern aufge-

worfen wurden, mit schnellem Scharfsinne. Als man ihn jetzt fragte: was er für das größte Glück des menschlichen Lebens halte, gab er zur Antwort: „ein glückliches Ende." Er starb zu Linz den 19. August 1493, und wurde zu Wien begraben, nachdem er über dreiundfünfzig Jahre Deutschlands Beherrscher vorgestellt hatte.

In seiner Ehe mit der Eleonora von Portugal († 1467) erhielt er folgende Kinder: a) Christoph, b) Johann, c) Helena oder Eleonora, welche in ihrer frühern Jugend starben; d) Maximilian, sein Nachfolger, e) Kunegundis, geb. zu Neustadt 1451, Gemahlinn Herzogs Albert IV., oder des Weisen, von Bayern.

Schriftsteller.

Aeneas Sylvius. Cuspinianus. Fuggers Ehrenspiegel. Bonfinius. Andreas Presbyter. Dvbravius. Goldasti Reichssatzun-

gen. Trithemius. Lehmanns speyerische Chron. Friderici Imp. Diarium vitae suae. in Pet. Lambecii diar. Sacr. itin. cellens. Viennae 1666. Müllers Reichstagstheatrum. Freher Germ. Rer. Script. T. II. Gustav Georg König von Königsthal rc. Nachlese in den Reichsgeschichten rc. unter der Regierung Kaiser Friedrichs III., Frankfurt am Main 1759. Petz Hier. Script. Rer. Aust. Gerhard. de Roo Annal. Aust. Ofele Script. Rer. Bou.

Staatliche Bibliothek Bamberg

gen. Lateinisch. Lehmanns Speyrische Chron. Friderici Imp. Diarium vitae suae. in Pet. Lambecii Anal. Bibl. Vind. collect. Viennae 1666. Müllers Reichstagstheatrum unt. Freher Germ. Rer. Script. T. II. Gudens Georg König von Königsthal rc. Nachlese in den Reichsgeschichten rc. unter der Regierung Kaiser Friedrichs III., Frankfurt am Main 1759. Petz Hier. Script. Rer. Aust. Gobhard. de Roo Annal. Austr. Oefele Script. Rer. Boic.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Westenrieder, Lorenz <<von>>,

Lorenz v. Westenrieder's sämmtliche Werke

Bd.: 24

(1834)

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB Lc 161(24
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11420798-5